

Wege durch Raum und Zeit

Ivo Andrić und Europabilder
des frühen 20. Jahrhunderts



INSTITUT FÜR SLAWISTIK, GRAZ
GRAFID D.O.O.
NMLIBRIS



Travnik, Sarajevo, Višegrad, Zagreb, Rom, Bukarest, Maribor, Belgrad, St. Petersburg, Wien, Zenica, Krakau, Triest, Split, Crikvenica, Sutivan auf Brač, Dubrovnik, Graz, Brüssel, Marseille, Paris, Lissabon, Genf u. a. m. Diese willkürlich anmutende Aufzählung von Orten, Städten und Metropolen lässt die europäischen Dimensionen von Leben und Schaffen des Literaturnobelpreisträgers und Diplomaten Ivo Andrić erkennen, der einen großen Teil seines Lebens fernab seiner Heimat verbrachte.

Vorliegende Texte aus seinem Opus, die im zweiten Band der Reihe SLAWISCHE NARRATIONEN erscheinen, verfolgen in erster Linie das Ziel, einen Querschnitt über das umfangreiche und in unterschiedlichen literarischen Genres beheimatete Werk Ivo Andrićs zu geben, dem wohl mehr als jedem anderen Literaten seiner Zeit eine Verbindung von unterschiedlichen Funktionen – Literat, Diplomat und auch Wissenschaftler – gelang. Denn neben seinem literarischen Schaffen, konsularischen Funktionen für den nach dem Ende des Ersten Weltkriegs neu entstandenen Staat der Südslawen war Andrić in den 1910er und 1920er Jahren auch Student der Fächer Slawistik, Geschichte sowie Philosophie und schloss sein Doktoratsstudium im Jahre 1924 an der Karl-Franzens-Universität Graz ab.

Die in diesem Band abgedruckten 31 Werke umfassen neben „klassischen“, durchwegs literarisch-künstlerischen Texten (16 persönlich und biographisch inspirierte Erzählungen, Schilderungen und Gedichte im ersten Teil) auch 15 publizistische Essays und Reportagen zur jeweiligen gesellschaftspolitischen Lage in unterschiedlichen Ländern (im zweiten Teil), wobei im Zentrum eine Auseinandersetzung mit dem zusehends stärker werdenden italienischen Faschismus steht, dem sich Andrić in mehreren Werken widmet. Dazu kommen Beschreibungen zur Lage in weiteren Staaten, in denen Andrić entweder diplomatisch tätig oder wohnhaft war (Österreich, Polen, Portugal) oder die er bei Reisen besuchte (Bulgarien, Russland, Slowenien, Spanien).

Ivo Andrić

Wege durch Raum und Zeit

**Ivo Andrić und Europabilder
des frühen 20. Jahrhunderts**

Slawische Narrationen

herausgegeben von

Univ.-Prof. Dr. Branko Tošović
Dr. Arno Wonisch
(Karl-Franzens-Universität Graz)

Band 2

GRAZ – BANJA LUKA

Ivo Andrić

Wege durch Raum und Zeit

**Ivo Andrić und Europabilder
des frühen 20. Jahrhunderts**

Ins Deutsche übersetzt von
Arno Wonisch

GRAFID D.O.O.

INSTITUT FÜR SLAWISTIK DER
KARL-FRANZENS-UNIVERSITÄT GRAZ

GRAZ – BANJA LUKA

2016

Verlag und Druck:
Grafid d.o.o.
78000 Banjaluka, BiH, Republika Srpska, Milana Karanovića 25,
tel.: ++387 51 259 250, Fax: ++387 51 258 657, grafid@blic.net

Übersetzung der Texte ins Deutsche:
Arno Wonisch

Umschlagbild:
Ansichtskarte der Karl-Franzens-Universität Graz, gelaufen 1916
Privatbestand Arno Wonisch

© Branko Tošović, Arno Wonisch, Graz 2016
Alle Rechte vorbehalten.

**Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-9504084-2-3

Inhalt

Vorwort	7
Literarisch - Künstlerisches	9
AM ZWEITEN WEIHNACHTSTAGE	11
[Originaltitel: <i>Na drugi dan Božića</i> – 1924]	
HEIMSUCHUNG IN DER ZELLE NR. 38	17
[<i>Iskušenje u ćeliji broj 38</i> – 1924]	
DER ERSTE TAG IM GEFÄNGNIS VON SPLIT	25
[<i>Prvi dan u splitskoj tamnici</i> – 1925]	
EINE NACHT IN DER ALHAMBRA	29
[<i>Noć u Alhambri</i> – 1924]	
DER TRAUM VON DER STADT	39
[<i>San o gradu</i> – 1923]	
PFADE	43
[<i>Staze</i> – 1940]	
EIN BLICK AUF SARAJEVO	45
[<i>Jedan pogled na Sarajevo</i> – 1976]	
DAS HOHELIED DER LIEBE	49
[<i>Pjesma nad pjesmama</i> – 1924]	
BILDER	55
[<i>Likovi</i> – 1937]	
DIE FRAU AUS ELFENBEIN	59
[<i>Žena od slonove kosti</i> – 1922]	
EIN TAG IN ROM	65
[<i>Dan u Rimu</i> – 1920]	
AUF DEM STEIN IN POČITELJ	73
[<i>Na kamenu u Počitelju</i> – 1954]	
BEIM ÜBERFLIEGEN DES MEERES	79
[<i>Leteći nad morem</i> – 1932]	
ALS ICH WEINEN MUSSTE	83
[<i>Kad se meni plakalo ...</i> – 1981]	

DER WASSERFALL AUF DER DRINA	85
[<i>Slap na Drini</i> – 1924]	
DER DURST DER VOLLKOMMENHEIT	87
[<i>Žeđ savršenstva</i> – 1924]	
Literarisch - Publizistisches	89
DURCH ÖSTERREICH	91
[<i>Kroz Austriju</i> – 1923]	
DIE FASCHISTISCHE REVOLUTION	99
[<i>Fašistička revolucija</i> – 1923]	
BENITO MUSSOLINI – 1923	109
DER FALL MATTEOTTI	121
[<i>Slučaj Matteotti</i> – 1923]	
DIE LAGE IN ITALIEN	127
[<i>Stanje u Italiji</i> – 1925]	
DIE KRISE DES FASCHISMUS – DIE KRISE ITALIENS	131
[<i>Kriza fašizma – Kriza Italije</i> – 1925]	
EIN KRIEGSBUCH VON GABRIELE D’ANNUNZIO	137
[<i>Jedna ratna knjiga Gabriela D’Anuncija</i> – 1922]	
PORTUGAL, EIN GRÜNES LAND	143
[<i>Portugal, zelena zemlja</i> – 1931]	
DIE SPANISCHE REALITÄT UND DIE ERSTEN SCHRITTE	147
IN IHR	
[<i>Španska stvarnost i prvi koraci u njoj</i> – 1934]	
AUF WAWEL UND SKAŁKA	151
[<i>Na Vavelu i Skalki</i> – 1914]	
DIE EREIGNISSE IN BULGARIEN	155
[<i>Događaji u Bugarskoj</i> – 1925]	
ÜBER DIE SOMMERFRISCHE IN SLOWENIEN (AUSZUG)	159
[<i>O letovanju u Sloveniji (odlomak)</i> – 1981]	
DIE NICHTBERUFENEN MÖGEN SCHWEIGEN	163
[<i>Nezvani neka šute</i> – 1918]	

MAKSIM GOR'KIJ: EIN JAHR REVOLUTION	165
[<i>Maksim Gorki: Jedna godina revolucije – 1919</i>]	
AUF DEM NEVSKIJ-PROSPEKT (AUSZUG)	167
[<i>Na Nevskom prospektu – 1946</i>]	
Quellen der erstmaligen Veröffentlichung der Originaltexte	175

Vorwort

Travnik, Sarajevo, Višegrad, Zagreb, Rom, Bukarest, Maribor, Belgrad, Wien, Zenica, Krakau, Triest, Split, Crikvenica, Krapina, Sutivan auf Brač, Dubrovnik, Graz, Brüssel, Marseille, Paris, Lissabon, Genf u. a. m.* Diese willkürlich erscheinende Aufzählung europäischer Orte, Städte und Metropolen – wenn auch nicht um absolute Vollständigkeit und chronologische Folgerichtigkeit bemüht – lässt die europäischen Dimensionen von Leben und Schaffen des Literaturnobelpreisträgers Ivo Andrić erkennen. Der im Jahre 1892 im bosnischen Travnik gebürtige Literat und Diplomat verbrachte einen großen Teil seines Lebens fernab seiner Heimat und im diplomatischen Dienst für das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen sowie später für das Königreich Jugoslawien.

In all den Jahren seiner bis 1941 andauernden diplomatischen Karriere zeichnete sich Andrić durch ein höchst aktives literarisches Schaffen aus, das in vielerlei Hinsicht seine in zahlreichen Staaten Europas gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen abbildet. Diese Schilderungen politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse in einem von politischen Umwälzungen und Instabilitäten gezeichneten Kontinent bilden – neben einer Auseinandersetzung mit der Geschichte seiner bosnischen Heimat – einen zentralen Themenschwerpunkt seines literarischen Gesamtwirkens.

Vorliegende Texte aus seinem überwiegend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstandenen Opus, die im zweiten Band der Reihe SLAWISCHE NARRATIONEN erscheinen, verfolgen primär das Ziel, einen Querschnitt über das umfangreiche und in unterschiedlichen literarischen Genres anzusiedelnde Werk Ivo Andrićs zu geben, dem wohl mehr als jedem anderen Literaten seiner Zeit eine Verbindung von unterschiedlichen Funktionen – Literat, Diplomat und auch Wissenschaftler – gelang. Denn neben seinem literarischen Schaffen, konsularischen Funktionen für den nach dem Ende des Ersten Weltkriegs neu entstandenen Staat der Südslawen („Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“ / „Kraljevina Srba, Hrvata i Slovenaca“; kurz: „SHS-Staat“) war Andrić in den 1910er und 1920er Jahren auch Student der Fächer Slawistik, Geschichte und Philosophie, der sein Doktoratsstudium im Jahre 1924 an der Karl-

* Die Benennung der Städte erfolgt hier gemäß dem (nach dem Erachten der Herausgeber dieser Reihe) im deutschen Sprachraum mehrheitlich gepflogenen Usus; d. h. teils in Originalsprache, teils in deutscher Entsprechung (v. a. in Bezug auf Hauptstädte).

Franzens-Universität Graz abschloss, um dadurch im diplomatischen Dienst verbleiben zu können.

Die in diesem Band abgedruckten 31 Werke umfassen neben „klassischen“, durchwegs literarisch-künstlerischen Texten (16 persönlich und biografisch inspirierte Erzählungen, Schilderungen und Gedichte im ersten Teil) auch 15 publizistische Essays und Reportagen zur jeweiligen gesellschaftspolitischen Lage in unterschiedlichen Ländern (im zweiten Teil), wobei im Zentrum eine Auseinandersetzung mit dem zusehends stärker werdenden italienischen Faschismus steht, dem sich Andrić in mehreren Werken widmet. Dazu kommen Beschreibungen zur Lage in weiteren Staaten, in denen Andrić entweder diplomatisch tätig oder wohnhaft war (Österreich, Polen, Portugal) oder die er bei Reisen besuchte (Bulgarien, Russland, Slowenien, Spanien).

In editorischer Hinsicht sei darauf verwiesen, dass Anmerkungen in der Form von Fußnoten von den Herausgebern bzw. vom Übersetzer getätigt wurden, wobei nur einige wesentliche und für das Verständnis gewisser Textpassagen eventuell erforderliche Stellen kommentiert werden.

Arno Wonisch
Branko Tošović

**Literarisch-
Künstlerisches**

Am zweiten Weihnachtstage

In dieser Nacht gingen sie wie gewöhnlich zu Bett und schliefen wie immer.

Spät und nach Einsetzen des Frostes kehrten der Generalkonsul und seine Gemahlin nachhause zurück. Es war dies der zweite Weihnachtstag, und sie waren wie jedes Jahr bei ihrem Bruder, einem General, zum Abendessen gewesen.

Missmutig stöhnend knöpfte der Konsul die zahlreichen Knöpfe seines Pelzmantels und seines Jäckchens auf und legte seine aus Galoschen, Schuhen, Flanellhemden und Wickelbändern bestehende Garderobe ab.

Seine Frau warf einen Blick auf die Thermometer in beiden Zimmern, reichte ihm zusammen mit einem Glas Wasser seine Pillen und Tropfen und hielt ihm vor, dass er abermals Wild und Kuchen gegessen und süßen Wein getrunken hatte, obwohl er wusste, dass sein Blutzuckerspiegel bei der letzten Untersuchung hoch gewesen und sein Rheuma zurückgekehrt war.

Er murmelte klagend vor sich hin, zitterte und legte die Stirn in Falten. Endlich kam sie ihm zu Hilfe und hob ihn ins Bett. Dies tat sie jeden Abend, weil es vorkam, dass er zu Boden stürzte und sich dabei bei seinem Gewicht die Ellenbogen oder die Knie verletzte. Der Konsul konnte nicht einmal eine Stufe ohne fremde Hilfe bewältigen und würde auf sich alleine gestellt unweigerlich und unverzüglich zu Boden stürzen.

Er bedankte sich bei ihr und wünschte eine gute Nacht (wie gewöhnlich auf Französisch), woraufhin sie ihr Schlafzimmer aufsuchte.

Die Türe zwischen ihren beiden Schlafgemächern blieb offenstehen. Es war dies noch ein Relikt aus früheren Ehenächten, aus Tagen der Liebe oder Ähnlichem. Früher war dies nämlich so. Die Tür hatte immer offen gestanden, und wenn er nachhause kam und sie bereits im Bett antraf, blieb er halbenkleidet stehen und rief mit verstellter Stimme: „Öffne die Tür!“, woraufhin sie mit vorgetäuschter Furcht und Wut unter ihrer Steppdecke fragte, wer denn da sei. Auf der Schwelle stehend (man kann es heute kaum glauben) wiederholte er sodann ungeduldig und in der Sprache eines verwöhnten Kindes: „Mach die Tür auf!“

Sie zog behutsam ihre Hände aus der Bettdecke hervor und rief ihm, natürlich vorgespielt, zu, dass er nicht kommen möge und zumindest das Licht lösche oder etwas Ähnliches.

Das alles geschah vor wirklich sehr langer Zeit an dieser gleichen Tür, als der Generalkonsul noch Konsulatsschreiber und die Konsulsgattin jung war und noch einem weiblichen Wesen glich ...

Auch in diesen Weihnachtsnächten schliefen sie genauso wie immer. Irgendwann in der Nacht quälte den Konsul ein verworrener und vollkommen sinnloser Traum (dies war bei ihm oft der Fall und erfüllte ihn am Tag darauf mit Missmut) – irgendwelche Wechsel mit gefälschten Unterschriften, irgendeine schwer lastende Verantwortung und irgendein Zug, der ihm vor der Nase davonfuhr, während sie sein schweres Gepäck schleppte. Doch mit der Zeit gewannen diese Ereignisse an Zusammenhang und Klarheit und sollten sich schließlich tatsächlich in Realität verwandeln.

Nach vielen Fluchten und Verlusten, derentwegen ihm das Herz schmerzte, Verfolgungen, Missverständnissen sowie Ungerechtigkeiten, die ihm widerfahren waren, fand er sich unter vielen Menschen vor einem Konsulat im Ausland wieder.

Eine lange Menschenschlange aus je zwei nebeneinander stehenden Personen, die, um sich zu wärmen, mit den Füßen in den Boden stampften, und in ihren geröteten Händen Reisepässe und andere Dokumente hielten. Langsam lässt der Hausdiener einen nach dem anderen ins Haus, und wer dieses einmal betrat, so scheint es, kehrt nicht wieder zurück, sodass sich die Schlange nur langsam vorwärts bewegt.

Er befindet sich unter den Letzten, seine Hände zittern, doch sein Gepäck darf er nicht zurücklassen. Er schummelt sich etwas nach vor, und wie durch ein Wunder erblickt er plötzlich seinen Sohn Nikola, möchte ihm etwas zurufen, aber dieser entgegnet ihm erbost:

„Hör’ mal, du dort, du rührst dich nicht vom Fleck, sonst kommst du als Letzter an die Reihe.“

Er stellt sich an seinen Platz zurück. Gerne würde er es mit Trinkgeld versuchen, sucht seine Taschen ab, doch von Geld keine Spur. Wie schlimm das doch ist, so in einer Reihe zu stehen, einer unter vielen zu sein und warten und frieren zu müssen. Warum muss eine Menschenschlange bloß eine so grausame Sache sein!

Ermüdet vom Springen, vom Reiben der Hände, vom Zählen der vor ihm Stehenden und von zweifelnden Blicken auf die hinter ihm Wartenden kommt nun schließlich auch er an die Reihe. Dieser Nikola, der ihn um keinen Preis erkennen wollte, klopf ihm auf die Schulter und lässt ihn beim Öffnen der Türe wissen:

„Nun, mein Vordrängler, jetzt kommst auch du an die Reihe. Nur mit der Ruhe. Geh' zu dem Herrn auf der rechten Seite!“

Er betritt zögerlich den warmen Amtsraum und lässt sein Päckchen neben der Türe auf den Boden gleiten. Als er vor dem Beamten am rechten Tisch steht, beginnt er voller Abscheu an die zahlreichen und verworrenen Unannehmlichkeiten zu denken, die ihm widerfahren sind: Diebstahl, Flucht, gefälschte Dokumente, ein Zug, der ihm vor der Nase wegfuhr ...

„Geben Sie mir Ihren Pass.“

„Ich habe keinen ...“

„Sie haben keinen? Ja mein guter Mann!“

„Ich habe ihn natürlich verloren, den Pass zusammen mit dem Gepäck.“

Nun ist der Beamte hinter dem Tisch mit seiner Geduld am Ende:

„Das ist überhaupt nicht 'natürlich'. Was sind denn Sie für ein Reisender; was wollen Sie eigentlich vom Konsulat?“

„In mein Land zurückkehren und ...“

„Na gut, haben Sie wenigstens einen Meldezettel, oder einen Militärausweis?“

Es wird ihm schwarz vor Augen. Nicht im Traum hatte er daran gedacht, dass gerade *er* solche Dinge benötigen würde. Die Situation erscheint ihm über alle Maßen hoffnungslos und ungerecht. Er meint zu fühlen, dass dies alles nicht so sein könne. Er sammelt seine Gedanken, um diese Situation zu begreifen, um die Wirklichkeit zu erkennen.

„Mein Herr“, fährt der Beamte hinter dem Tisch fort, „beschaffen sie sich zuerst Dokumente, und kommen Sie dann wieder, vorher ist da gar nichts zu machen.“

Und er erhebt sich von seinem Stuhl.

Starr verharrend beginnt der Generalkonsul zu flehen, dass er ihn so nicht gehen lassen könne, so ganz ohne irgendetwas in einer fremden Welt. Er wäre ja krank – Zucker und auch Ischias.

„Das müssen Sie mir nicht alles aufzählen, ich bin ja kein Arzt.“

Nach diesen Worten wird ihm etwas Furchtbares und Unfassbares bewusst: Dieser Beamte, dem er wie in einem dichten Nebel nie hatte ins Gesicht blicken können – dieser Mann war er selbst! Es waren dies genau die Worte, die er mehr als fünfzehn Jahre hindurch in seiner Kanzlei allen Landstreichern und Bettlern mit auf den Weg gegeben hatte:

„Was erzählst du mir das, ich bin ja kein Arzt.“

Seine Stirn begann zu brennen. Vergeblich versuchte er, sich diese seine furchtbare Lage zu erklären und sie zu verstehen: Wie konnte er bloß als Landstreicher ohne Dokumente und Geld hierher gelangen, und woher kommt diese Person, die ihm hier die Fragen stellt. Er wollte sagen, dass er Konsul sei oder zumindest gewesen wäre, aber vor Scham wollten ihm diese Worte nicht über die Lippen kommen.

„Mein Herr, ich habe es Ihnen bereits einmal gesagt – besorgen Sie sich alle erforderlichen Dokumente, und dann können wir Sie an Ihren Heimatort zurückbringen.“

Er wollte antworten, dass er nicht einmal Brot zu essen habe und an die Beschaffung von Dokumenten überhaupt nicht zu denken sei, dass er seit seiner Kindheit nicht mehr in seinem Heimatort war, dort niemanden kenne und er dort ein Unbekannter sei; doch sollte er nicht zu Wort kommen.

„Lass den Nächsten herein, Nikola.“

Er stand neben der Tür, bückte sich, um sein Päckchen aufzuheben, wobei er den nächsten Antragsteller eintreten und zum Tisch gehen sah, als er wieder des Konsuls Stimme vernahm, die eigentlich die seine war:

„Geben Sie mir Ihren Pass.“

Er erkannte, dass er nun alleine und verloren war und versuchte es noch ein letztes Mal:

„Was soll ich denn nun tun?“

„Das weiß ich nicht, das ist Ihre Sache. Schreiben Sie an Ihre Gemeinde.“

Er taumelte in den Vorraum hinaus, in dem noch einige Personen warteten. Noch einmal warf er einen durchdringenden, um Mitgefühl flehenden Blick auf den Hausdiener, den er fragen wollte: Kennst du mich denn etwa nicht? Aber er brachte kein Wort hervor.

Der junge Bursche war guter Laune.

„Nun, habe ich es nicht gesagt, alle werden an die Reihe kommen!“

Er bat, im Vorraum Platz nehmen zu dürfen, um sich zu wärmen.

„Der Konsul erlaubt es nicht, dass Parteien hier verweilen. Dort ist die Stadt, mein Bruder, dort kannst du dich niederlassen.“

Dabei wies er auf eine dreisprachige Aufschrift an der Wand hin, die besagte, dass Nichtbeschäftigten ein Verweilen in den Räumlichkeiten des Konsulats verboten ist. Unter diesem Verbotsschild stand eine Un-

terschrift – es war seine: sein Name und seine Handschrift. Er wollte schreien, den Hausdiener mit beiden Händen packen, kurz – einfach irgendetwas unternehmen, um zu beweisen, dass er derjenige war, der diese Verordnung verfügt hatte und sie sich auf ihn beziehe. Aber letzten Endes konnte er gar nichts tun.

Er fand sich im Hof wieder. Auf den Ziegeln hatte sich Eis festgesetzt. Der Himmel stand tief. Es war dies für ihn eine unbekannte Stadt im Ausland; es war eiskalt, Hunger sowie Knie- und Kopfschmerzen quälten ihn. Er stellt sein Päckchen ab. Der Tod, der ihm früher so viel Angst einzujagen vermocht hatte, erschien ihm nun als etwas Leichtes und Gutes und als das Einzige, was er noch zu erwarten hatte. Er ließ sich auf den Boden sinken, der weder so hart noch so kalt war, wie er angenommen hatte.

Mit schmerzerfülltem Geächze, trockenem Mund und Krämpfen in den Fingern wacht der Konsul auf. Sein Herz schlägt schnell. Er ringt nach Atem und weiß nicht, wie ihm geschieht. „Aaa, aaa, aaa“, stöhnt er einige Male. Nur mit Mühe schafft er es, sich in seinem Bette aufzurichten und das Licht aufzudrehen. Er erkennt seine veilchenblaue Bettdecke, und auf einmal macht sich von seiner Brust ausgehend ein wohliges Gefühl in seinem Körper breit. Ein Gefühl, das ihm besagt, dass das alles nicht real war, dass er hier in seinem Bette sitzt, und dass *dieses hier* und nicht *jenes dort* Realität ist. Er verharrt eine Weile, ganz von diesem Gefühl ergriffen. Aber nachdem die erste, große, Freude vorübergegangen war, beginnen sich die Bilder des zuvor geträumten Traumes unweigerlich vor seinen Augen zu wiederholen. Wiederum scheint er klar und deutlich zu vernehmen:

„Das ist Ihre Sache ... ich bin ja kein Arzt.“ Abermals überkommt ihn jenes Gefühl des Verlorenseins und des Grauens, gepaart mit einer gewissen Kälte. Mühsam, vorsichtig und langsam steigt er aus dem Bett.

Schauern macht sich in seinem Rückgrat breit, und sein Unterkiefer beginnt zu zittern. Er dreht den großen Luster auf. Der glänzende Schrank mit dem Miniaturen und dem sächsischen Porzellan – alles ist noch da. Nichts ist wahr! Und dennoch das Schauern und die Angst lassen nicht von ihm ab. Er kleidet sich an und begibt sich in sein Arbeitszimmer. Er schließt den Tisch auf und holt die Kasette mit den Dokumenten heraus. Alles ist da: vom Maturazeugnis angefangen bis hin zum letzten Erlass, mit dem er zum Generalkonsul I. Klasse ernannt wurde. Auch die Diplome, Exequaturen und Orden sechs verschiedener Staaten. Auf jedem einzelnen Schriftstück befindet sich sein in großen Lettern geschriebener Name. Bei diesem Herumstöbern und Durchblät-

tern genießt er es, ständig seinen Namen anzutreffen. Er stößt auf Dokumente, mit denen dreißig Behörden ernannt wurden! Dabei kommt ihm schließlich ein Gedanke in den Kopf: Wenn nun *jenes dort* nur ein dummer Traum war und *dieses hier* die Wirklichkeit ist, warum fühle ich dennoch das Bedürfnis (noch dazu zu dieser nächtlichen Stunde), mich selbst nochmals davon zu überzeugen? Nichtsdestotrotz scheint es so, als ob irgendetwas nicht in Ordnung wäre. Er muss über sich selbst schmunzeln: Wie ist das doch albern! Alles ist in Ordnung – gewiss, ein Mensch isst manchmal zu viel, schläft sodann mehr schlecht als recht ein ... Der Traum ist eine Lüge, und Gott ist die Wahrheit.

Gott? Was soll denn das nun! Wieder scheint irgendetwas nicht zu stimmen. Wenn alles in Ordnung wäre, würde er jetzt schlafen oder zumindest im Bett liegen und genau wissen, wer er ist und was er ist, und nicht hier verwirrt, zerzaust und seine Gesundheit auf Spiel setzend im Nachthemd und barfuß – barfuß auf dem kalten Fußboden – seine Dokumente durchwühlen! Und er würde nicht davon träumen, ein Konsul zu sein, dem Hilfe versagt bleibt. Er würde sich auch nicht mit Redensarten trösten und oder gar an Gott denken. Das ist ja einfach allerhand.

Zitternd nimmt er alle Dokumente zur Hand, umfasst sie mit beiden Armen und drückt sie zur Brust. Mit all diesem Papier in den Armen gelingt es ihm nur unter Anstrengung, sich zurück ins Bett zu begeben. Das Licht bleibt brennen. Die Schriftstücke mit Mühe umklammernd versinkt er allmählich in einen Traum. Von Zeit zu Zeit zittert dabei sein Kehlkopf, ganz so, als ob dies die Folge eines Schluchzens wäre. Allmählich jedoch wird sein Atem ruhig und er schläft ein. Mit fortschreitender Nacht und bei Herandräuen des Morgens gewinnt sein Gesicht seinen alten Ausdruck von Sicherheit und Würde zurück.

Heimsuchung in der Zelle Nr. 38

Unvermittelt und krachend öffnete sich die Tür der Zelle Nr. 38, und der Wärter Jakob forderte ihn auf, mit ihm zu kommen.

Sie gingen durch den bereits beleuchteten Gang. Über zwei Treppen kamen sie nach oben. Insgesamt viermal öffnete und verschloss der Wärter unterschiedliche Türen, die mit Eisenstangen gesichert waren. Es folgte noch eine Treppe und die fünfte Eisentür, als er sich schließlich auf dem Gang vor dem Gerichtssaal befand. Er vernahm einen Tabakduft, blieb stehen und atmete tief ein.

Zuerst eine Türe aus Holz, dann eine zweite mit einem grünen Stoffbezug, und sie fanden sich in der Kanzlei wieder.

Hier war es noch Tag. Es schien ihm, als sei das Zimmer bis zur Unerträglichkeit überheizt. Eine niedrige Holzeinfassung, die ihm gerade bis zu den Knien reichte, trennte ihn vom Gerichtstisch. Der Richter bot ihm an, Platz zu nehmen, aber einem vor langer Zeit getätigten Gedanken gehorchend, blieb er stehen.

An einem kleineren, auf der Seite stehenden Tisch saß ein Praktikant und wartete darauf, mit der Abfassung des Protokolls zu beginnen. Er war ein noch junger Bursche, der jedoch einen mächtigen Bart und eine Brille trug.

Die Anhörung begann.

All die sechs Monate hindurch hatte er jeden Tag und jede Nacht mehrmals im Stillen wiederholt, was er alles sagen würde, wenn man ihn das erste Mal vor Gericht stellt. Dazu sei angemerkt, dass sich diese gedankliche Rede mehrmals in Form und Inhalt änderte. Anfangs war sie ein langer und scharfer Protest gegen die Gesetzlosigkeit, Gewalt und Grausamkeit gewesen.

„Herr Richter, entgegen jedem Recht und Gesetz werde ich nun schon so und so viele Monate in einer unterirdischen Einzelzelle festgehalten, ohne irgendwelche Untersuchungen und Erhebungen. Auf dem Weg in dieses Gefängnis wurde ich von unverantwortlichen Passanten wie auch von den Soldaten, die mich hierher führten, geschlagen, obwohl ich dazu meinerseits nicht den geringsten Anlass geliefert habe. Im Gefängnis wurde ich in jeder Hinsicht schlechter behandelt als die gewöhnlichen Häftlinge, deren Schuld erwiesen und deren Urteil gerichtlich abgesegnet ist. Den ganzen Winter habe ich in einer feuchten, unterirdischen Zelle ohne Ofen und ohne warme Kleidung verbracht. Bleistift und Papier wollte man mir nicht geben. Obwohl ich weder verhört noch verurteilt worden war, musste ich Sträflingskleidung tragen. Der Arzt

wollte mich nicht untersuchen und glaubte mir auch nicht. Vergeblich habe ich gefordert, meinem Untersuchungsrichter vorgeführt zu werden.

Ich werde Ihnen, Herr Rat, nun nicht mehr länger die ganze Gesetzeswidrigkeit dieses Vorgehens erläutern, sondern möchte diese, sich mir erstmals bietende Gelegenheit dazu nutzen, aufs energischste Protest einzulegen usw.“

Unzählige Male hatte er diese Rede, begleitet von entschlossener Gestik und unter Abschreiten seiner Zelle, halblaut vorgetragen, und unzählige Male hatte er nachts die Entscheidung getroffen, das eine oder andere Wort zu ändern. In den letzten Monaten jedoch nahm er immer größere Kürzungen vor, ehe er sich schließlich in einer – auf Grund von Kälte und geschwollenen Gelenken – schlaflosen Nacht dazu entschloss, seine Rede auf insgesamt zehn verbitterte Worte zu reduzieren.

Jetzt, wo er endlich vor dem Richter stand und sprechen musste, waren seine Gedanken verworren und verloren sich in irgendwelchen Kleinigkeiten. Beim Blick auf den Richter und den Schreiber kam ihm erstmals in den Sinn, dass er weder einen Kragen noch eine Krawatte trug. Er fühlte sich wie ein Mensch, der träumt, nackt durch die Welt zu schreiten.

Auf die allgemeinen Fragen des Richters zu seiner Person antwortete er geradeso, als ob er nicht über sich selbst erzählen würde. Er betrachtet die Arme, das Gesicht und das Haar des Richters, die Federn und die exakt zugespitzten Schreibgeräte vor ihm sowie das Messer zum Schneiden von Papier. All dies erscheint so überaus bedeutungsvoll und schön in dieser warmen Kanzleiluft, die vom Duft des so sehr vermissten Tabaks erfüllt ist.

Niemals hätte er gedacht, dass ihn diese Kleinigkeiten derart aus der Fassung bringen und beschäftigen könnten.

Sodann zieht es seinen Blick zu den Fenstern hin, die ihm irgendwie heruntergekommen und lächerlich erscheinen, weil sie nicht vergittert sind. Über eine schmale Straße hinweg erkennt man die graue Fassade eines großen Hauses mit zahlreichen Fenstern. In einem von ihnen hängt ein Käfig mit einem Kanarienvogel. Auf einmal erscheint aus dem Dunkel des Raumes wie im Traum eine Frau, geht auf den Käfig zu, wirft einen gleichgültigen Blick auf die Straße und die Fenster des Gerichtsgebäudes, spricht ein wenig zum Kanarienvogel, woraufhin sie den Käfig nimmt, ihn in Gesichtshöhe vor sich herträgt, dem Vogel wie einem Kind zuredet und wieder im Zimmer verschwindet. Sie war schlank und trug ein dunkelrotes Hauskleid.

Da erschreckt ihn die lauter gewordene Stimme des Richters.

„Sie müssen sich zusammenreißen, so geht das nicht ... Wollen Sie auf die Fragen antworten oder nicht?“

„Ich will.“

„Dann bitte ich Sie darum ...“

An dieser Stelle treten irgendwo in seinem Innersten die Erinnerung und der Gedanke daran zu Tage, dass er sich ja empören und auch protestieren müsse. Doch es ist ihm gänzlich unmöglich, sich zu sammeln. Sein Blick schweift von einem Gegenstand zum nächsten, und in seinen Beinen macht sich Unruhe breit. Es scheint ihm, als würde sich die Holzeinfassung, an die er seine Knie gelehnt hat, langsam aber unaufhörlich fortbewegen und er selbst in eine zusehends lächerliche, angespannte und ermüdende Körperhaltung verfallen. Durch die netz- und gitterlosen Fenster dringt viel Licht in den Raum, das ihn nicht nur zu blinzeln beginnen lässt, sondern auch seine Gesichtsmuskeln zusammenzieht und ein Spiel mit diesen vollführt. Durch die blinzeln den Lider lassen sich wie durch einen dunklen und wehenden Vorhang hindurch der Richter und der Schreiber erkennen, die sich ruhig und in klaren Konturen auf der dunklen Wand abzeichnen und von Kanzleimaterial mit seinen starren und scharfen Konturen umgeben sind.

Er blinzelt, wobei es scheint, dass seine Augen irgendwo entlang einer Linie auf ein Licht treffen würden, das immer weiter in der Ferne verschwindet. Er kneift das Gesicht zusammen und spannt seine Füße an, aber seine Muskeln gehorchen ihm nur zum Teil. Nicht nur seine Augen, sondern auch er selbst scheint in seiner Umgebung zu zerfließen, Grenzen lösen sich auf, und er verliert sich im Raum. Nur mit Mühe schafft er es, seine Sinnesorgane zu gebrauchen. Ein Gedanke, der noch etwas zu kontrollieren vermag, ruft ihm wie durch einen Traum etwas Ähnliches wie *Was? Was?* zu. Auf einmal erinnert er sich an Jelena – an jene Jelena, die er das letzte Mal in jenem großen Krankenhaus sah, in jenem Zimmer, das sie mit einer hässlichen und einer bescheidenen Frau teilte. Sie saß neben dem schönen und weißen Bett und hatte die Arme auf den Knien ihrer leicht angezogenen Beine abgestützt. Das Zimmer war erfüllt von grellem Tageslicht, das sich an den weißen Wänden widerspiegelte. Jelenas blondes, glatt gekämmtes Haar glänzte wie ganz von selbst und verbreitete immer blasser werdende Strahlen von Licht, wobei jegliche Konturen ihres Hauptes verschwanden und auf rätselhafter Weise mit dem Tageslicht verschmolzen. Auch ihre Hand verlor, sobald in Bewegung, jedwede klare Form, indem ihre hellen und durchscheinenden Umrisse im Lichte des Tages ihre Fortsetzung erfuhren und in

Auflösung begriffen waren. Jede einzelne ihrer Gesten hinterließ eine schmale, lichte und wellenförmige Spur, als ob sie eine dünne Flüssigkeit durchstreifen würde. Er konnte seine Augen nicht von ihr lassen. Alles erschien ihm damals wie ein Vorzeichen und ein unverständliches Wunder. Fünfzehn Tage später hauchte Jelena ihr Leben aus.

Kann es etwa sein, dass Grenzen gegen Ende eines Weges die sichtbare Realität hinter sich lassen? Kann es sein, dass auch ich verschmelze und mich in etwas Größerem verliere? Ist dies etwa bereits eine Sphäre, in die uns das Unheil geleitet und an deren Ende der Tod steht?

„Es wären für Sie mildernde Umstände, wenn Sie erklären würden, worin das Unheil liegt, das Sie hierher geführt hat ...“

Er wollte dem Richter erklären, dass er nicht beschlossen oder zumindest nicht die Absicht gehabt hätte, kein einziges Wort zu sagen, als er plötzlich eine aufgeregte Stimme vernahm.

„Haltet ihn fest! Gebt ihm Wasser“, rief der Richter.

Sodann fuhr er fort:

„Ist Ihnen nicht gut?“

„Mir geht es gut, aber ...“

„Was möchten Sie?“

„Dass Sie mich auf die sonnige Seite ... verlegen ... Von irgendwoher wurde Cognac gebracht, doch er konnte nicht trinken, verschluckte sich und wurde von einem Hustenreiz erfasst. Die Anhörung musste unterbrochen werden.“

Als ihn der Wärter hinausführte, waren die Gänge von Dunkelheit und kleinen Lichtstrahlen auf dem Boden und an den Wänden erfüllt. Eine Eisentür nach der anderen wurde auf- und wieder abgeschlossen, bis sie schließlich in einem langen Gang im Erdgeschoß eintrafen, in dem die Schritte einen kurzen und stumpfen Widerhall erzeugten. Die Kette klirrte, und dumpf ging der eiserne Querbalken an der Zellentür nieder. Wie bei jeder Rückkehr vom täglichen Spaziergang schlug ihm auch diesmal eisige und abgestandene Luft entgegen, die im ersten Augenblick stets unerträglich erscheint, dann aber dennoch bald zur Gewohnheit wird. Er setzte sich, und der Wärter verweilte wie gewöhnlich noch einige Zeit an der Tür, warf einen Blick in die Zelle und sagte aus irgendeinem Grund und so sanft er nur konnte:

„Sooo!“, und schloss dabei die Tür behutsam ab.

Einige Zeit verweilte er, noch gänzlich verwirrt, in dieser sitzenden und starren Haltung, ehe ihn ein Gefühl von Kälte überkam und er sich

zu Bett begab. Sobald ihm wärmer wurde, begannen seine Phantasie und seine Nerven ein Spiel mit ihm zu spielen.

Er hatte nicht ahnen können, dass er in diesen sechs Monaten körperlich derart verfallen und abmagern würde. Es schien ganz so, als wäre er einer Begegnung mit dem normalen Leben nicht mehr gewachsen.

Sein Herz schlägt schnell, und es scheint ihm, als ob zwischen seinen Hüften und seiner Kehle eine gleichmäßige und heftige Auf- und Abwärtsbewegung stattfinden würde.

Über alle Maßen willkürlich, ohne Zusammenhang und unvermittelt erscheinen ihm die Bilder aus dem Gerichtssaal. Der Tabakduft gleicht dabei einer Welle, die, glaubt man, dass man sie ergreifen kann, schon wieder verschwunden ist. Der Richter sitzt ruhig da und hat seine Hände auf das vor ihm liegende Fließpapier gelegt. Unterhalb der Ohren, dort wo der Hals beginnt, ist seine Haut von rötlicher Farbe. Denn Menschen, die ein gutes und gemäßigtes Leben führen, neigen ab einem gewissen Alter dazu, gleich reifenden Äpfeln einen rötlichen Teint zu bekommen. Lange Zeit bleibt ihm dieses rötliche Szenario vor Augen, bis sodann die hagere Frau mit dem Kanarienvogel im Käfig erscheint. Abermals kehrt der Richter zurück und fragt ihn „Was wollen Sie?“, ganz so, als ob er ein Geschäft betreten hätte. Weiters erblickt der den verwirrten Wärter mit seinen jämmerlichen Gedanken, den Schreiber und Hunderte sinnlose Einzelheiten. Und zur selben Zeit muss er irgendjemandem Antworten auf irgendwelche zusehends verworreneren Fragen erteilen.

Plötzlich springt er auf und klettert auf den kleinen Tisch vor dem Fenster, lehnt seinen Mund an das Gitter und beginnt gleichmäßig und zugleich schnell tief Luft zu holen. In den ersten Tagen, im August des Vorjahres, als er von Schlaflosigkeit gequält wurde und zu ersticken glaubte, stand er häufig in der Nacht auf und ging zum Fenster, um Luft zu holen, woraufhin er in ruhigerem Zustande ins Bett zurückkehrte. Auch diesmal fühlt er sich erleichtert, doch sobald er sich wieder zu Bett begibt, beginnt das Spiel der Gesichter und Gegenstände, der sinnlosen Bewegungen und quälenden Fragen von neuem.

In einem Zustand maßlosen Zitterns ist er in diesem Strudel gefangen, bis er schließlich Einhalt gebietet: Er verliert das Bewusstsein und schläft ein.

Aus irgendeinem Grund wacht er plötzlich auf, jedoch ohne diesen allmählichen, von grauen Schleiern begleiteten Übergang hin zum Wachzustand, sondern ruckartig und unvermittelt: aus dem Traum in die Wirklichkeit, aus der Ohnmacht ins Unglück.

Aus dem Hof dringen Strahlen grellsten Lichtes zu ihm, ganz so, als würden sie aus dem Zellenboden entspringen. Er blickt in dieses Licht, als ihm bei vollem Bewusstsein ein beinahe unabänderlicher Gedanke in den Sinn kommt:

„Für jeden lebenden Menschen ist das Leben ein Glücksspiel. Die einen verlieren, die anderen gewinnen. Du hast verloren.“

Hat ihn etwa dieser Gedanke geweckt, oder ist er seiner erst gewahr geworden, als er dieses Licht erblickte? Dieser Gedanke kam keineswegs langsam und erfuhr auch keine Entwicklung, sondern war auf einmal in seinem ganzen Umfang zugegen, erfüllte sein Bewusstsein und brannte sich unerbittlich in dieses ein.

Er springt aus seinem Bett, beginnt die Zelle abzuschreiten und macht einen Satz in Richtung Fenster. Platz würde er brauchen, aber so erstreckt sich seine Welt bloß vom Fenster zur Tür und von Wand zu Wand. Abermals versucht er nach Luft zu schnappen, aber es war ihm nicht möglich, frei zu atmen. Wie sollte er sich hier denn bewegen, eingepfercht zwischen Wänden auf sechs Schritt Länge und zwei Schritt Breite, gefangen mit diesem neuen Gedanken wie mit einer Schlange in einem Käfig? Er zuckt zusammen, drückt sich eng an die Wand, konnte er doch deutlich vernehmen, wie jemand aus allernächster Entfernung, gerade so, als ob er vor ihm stünde, zu ihm spricht:

„Millionen haben in diesem Spiel gewonnen. Der Richter und der Schreiber, auch diese ärmliche Frau mit dem Kanarienvogel, der niederträchtige und grausame Wärter mit seinem dünnen Schnurrbart und den Stiefeln, der den Gefangenen alles, was er an sich raffen kann, abnimmt – auch er hat gewonnen, einzig du hast verloren. Verloren – ein für alle Mal, und auch wenn es irgendwo ein anderes Leben geben sollte, ein anderes Leben in einer anderen Dimension, mit anderen, besseren Bedingungen und du dieses Leben tatsächlich finden solltest, so kann auch dies nicht die unverrückbare Tatsache ändern, dass du hier, in diesem Leben, verloren hast.

Auf diese Weise brachte es der, der alle seine Gedanken der letzten sechs Monate zu kennen schien, fertig, sie ihm alle der Reihe nach zu rauben und abzutöten.

„Vierzehn Stufen höher und fünf Türen weiter, dort wo die Freiheit, die Straße und die Stadt beginnen, dort kann dies alles einen anderen Namen besitzen: Opfer, Idee, Märtyrertum, Kampf – hier aber, mein lieber Freund, hier gibt es nichts außer der schlichten, schmucklosen und unwiderlegbaren Tatsache, dass du verloren hast. Das, was jemand be-

kommen hat und was alles noch sein wird, das ist ganz und gar gleichgültig, aber du – du hast verloren, und jetzt bleibt dir nur noch einige Male die Möglichkeit, diese Zelle abzuschreiten, einem Affen gleich, der sich im Käfig einer Menagerie in den Schwanz beißt und an den Gitterstäben nagt.

Er begab sich in sein Bett, krümmte sich zusammen, drückte sein Gesicht in den Strohsack und hielt sich mit den Handflächen die Ohren zu, aber dennoch konnte er weiterhin deutlich die Stimme vernehmen.

„Was auch immer in der großen weiten Welt vor sich geht, du nimmst nicht mehr Teil daran, so wie auch nichts mehr unter dieser Sonne das Eis in deinen Gelenken zum Schmelzen bringen kann.

Die Stimme kam nun nicht mehr von außen, sondern hatte von seinem Innersten, von seinem Gehirn Besitz ergriffen, und ihn überkam der Wunsch, sich auf den Kopf zu hämmern, um sie zum Verstummen zu bringen. Er treibt seine Fingernägel tief in seine Ohren und drückt seine Stirn mit aller Kraft gegen die Wand. Er verspürt einen Schmerz im Haupte, doch die Stimme, ganz so, als ob sie dem Druck gewichen wäre, ertönt nun aus dem Hals, aus seiner eigenen Kehle, und verkündet ruhig:

„Du zappelst, du bist dem Untergang geweiht!“

Abermals springt er wie vom Blitz getroffen auf, bewegt sich, in der Absicht, die Klingel zu betätigen, in Richtung Tür und hält jedoch unmittelbar bei der Klingel einen Augenblick inne. Noch einmal verspürt er den Wunsch, um alles in der Welt endlich *aufzuwachen* und zu erkennen, dass alles nur ein Traum sei, um letztendlich doch zur Gewissheit zu gelangen, dass ihm dies alles bereits *nach dem Aufwachen* widerfährt, ehe er schließlich die Klingel betätigt. Er hört das Fallen der Tafel, gefolgt vom durchdringenden und ihm bekannten Geräusch der Klingel. Er beginnt zu zittern – genau so, wie man zittert, wenn man fühlt, dass eine Tat nicht mehr ungeschehen zu machen ist.

(Jede Zelle verfügt über eine solche elektrische Klingel. Damit der Wärter erkennen kann, in welcher Zelle die Klingel betätigt wird, ist an jeder Tür eine runde, rote Metalltafel befestigt. Sie befindet sich neben dem Türstock, und sobald ein Klingelton ertönt, fällt sie auf der Gangseite der Zelle zu Boden, damit bereits aus der Ferne erkannt werden kann, in welcher Zelle geläutet wurde. Die Klingel verstummt erst dann, wenn der Wärter bei der betreffenden Zelle eintrifft und die Tafel an ihrem ursprünglichen Platz befestigt.)

„Rrrrrr.“

Der Klingelton erschallte mitten hinein in eine totale Stille. Er wollte ihn zum Verstummen bringen. Hätte er doch bloß nie geläutet! Doch die Klingel dröhnte in der allgemeinen Stille munter weiter, weckte alle auf und ließ ihn und seine Zelle als Urheber erkennen.

Hob sich der Fußboden an, oder bewegte er sich auf den Boden zu? Alles wankte und verschob sich. Und dieselbe Stimme fuhr in der gleichen Tonlage fort:

„Ja, ja man kann ruhig klingeln, aber wenn jemand zu dieser Nachtstunde um Hilfe ruft, dann heißt das, dass es um ihn geschehen ist.“

Als der Wärter sich lautlos näherte, traf er ihn ohnmächtig, direkt neben der Klingel an.

Der erste Tag im Gefängnis von Split

In einem gedrungenen und engen Winkel von Split befindet sich ein Massiv an gelblichen Mauern, außerhalb derer das Leben, egal ob gleichgültig, besorgt oder fröhlich, seinen gewohnten Gang geht und zu keiner Zeit daran denkt, was sich hinter diesen Mauern verbergen mag. Hinter diesen Mauern erfuhr ich eines Sommers das erste Mal den Schrecken eines Gefängnisses, doch traf ich hinter diesen Mauern auch auf allerliebste Menschen, fand die besten Freunde und lernte durch sie die Seele der einzigartigen, heiteren, unkomplizierten und edlen Stadt Split kennen. Aus diesem Grunde kehren meine Gedanken oft zu diesen gelblichen Mauern und zu jenen Tagen zurück, die ich hinter ihnen zubrachte. Heute werde ich Ihnen in aller Schnelle vom ersten Tag berichten.

Eines Nachts, mir scheint es war der 17. oder 18. Juni 1914, erblickte ich vom Deck der „Višegrad“ aus das erste Mal die Stadt Split oder, besser gesagt, einen Kranz unruhiger Lichter, von dem man mir sagte, dass dies Split sei. Sodann verbrachte ich dort fünfzehn Tage, in denen ich schon bald diesen Ort zu lieben lernte – ein Ort, an dem Bosnien dem Meer seine Kraft und das Meer Bosnien seine Schönheit verleiht.

In all diesen Tagen lebte ich bewusst zurückgezogen und schloss keinerlei Bekanntschaften. Wenige Male und im Geheimen traf ich mich einzig mit zwei von unseren Leuten, deren Adressen man mir in Zagreb gegeben hatte. Es war dies nach dem Attentat von Sarajevo, die Zeiten waren unsicher und düster. In der Luft konnte man Aufregung und eine diffuse Drohung vernehmen. Vor meinem Haus spazierte ein Detektiv auf und ab, der mich abends erwartete und morgens begleitete.

Der Sommer aber war üppig und schön wie sonst nie zu dieser Zeit (oder vielleicht schien es mir einfach nur so). Dieser wundersame Monat Juli gleicht einer Traube, die, je näher sie auf ihr Ende zugeht, an Süße gewinnt. Aufregend waren im Besonderen die Nächte: die unzähligen Lichter am Hafen, Musik, Sirenen und von den Schiffen herüberströmende Lichter, die ebenso wie sie erschienen auch wieder verschwanden. Der Duft des Salzes, aufgeschichtetes Obst, die fröhliche Unruhe von Reisenden in der Luft.

So vergingen meine Tage in Split, ehe eines Abends plötzlich ein vertrauenswürdiger Bursche herbeilief und verkündete, dass in Belgrad ein Ultimatum eingetroffen wäre und eine Mobilmachung sowie Verfolgungen bevorstünden. Als ich am nächsten Tag sah, wie Gendarmen einige mir unbekannte Bewohner von Split abführten, die später zu mei-

nen besten Freunden werden sollten, kehrte ich in meine Wohnung zurück, sah noch einmal eingehend meine Bücher und Schriftstücke durch und schrieb sodann einen Brief an meine Familie, dass in nächster Zeit nicht mit meiner Heimkehr zu rechnen wäre, weil mir die Ärzte einen längeren Aufenthalt am Meer empfohlen hätten.

Ich erlebte noch zwei Tage in Freiheit, die zwei möglicherweise schönsten und sonderbarsten Tage meines Lebens. Ich badete im Meer, lag in der Sonne, ließ den Meeressand sanft durch meine Finger gleiten, unternahm Spaziergänge, verzehrte die ersten Weintrauben und wusste, dass es das letzte Mal sein würde. All dies tat ich begierig und schnell, doch gleichzeitig auch mit einer gewissen Ruhe, die mich selbst überraschte. Doch schließlich sollten auch diese zwei Tage im wundervollen weißen Sand zu Ende gehen.

Als ich am Morgen des dritten Tages am Meer meinen Kaffee zu mir nahm, kam ein hochgewachsener, schlecht gekleideter und rotgesichtiger Mann mit einem spärlichen Schnurrbart und einem alten Strohhut auf dem Kopf auf mich zu. Er fragte mich, ob ich dieser oder jener sei, was ich bejahte und sodann von ihm wissen wollte, was er wünsche. Ich sollte ein Stück mit ihm gehen. Er sprach leise, ganz so, als ob er Angst hätte und zum Flüstern gezwungen wäre. Sofort war mir klar, dass nun der Augenblick eingetreten war, auf den ich drei Tage gewartet hatte. Ich rief den Kellner, um zu bezahlen, und wir begaben uns sogleich zu meiner Wohnung. Dieser ärmlich wirkende Mann erzählte mir etwas, bloß weiß ich nicht mehr was. Es schien, als hätte er das Bedürfnis, sich zu entschuldigen. Meine Vermieterin machte einen über alle Maßen aufgelösten Eindruck. Ich sehe sie heute noch vor mir, wie sie an der Türe steht, mich mitleidig betrachtet und in Stille einige Heilige anruft. Ihr Anblick versetzte auch mich in Unruhe. Der Detektiv packte die wenigen Bücher und Schriftstücke zusammen, warf einen Blick in die Kästen und ins Bett, und so brachen wir schließlich auf. Die Vermieterin, eine gutherzige Alte, blickte mich mit Tränen in den Augen an, ehe ich ihr mit einer Fröhlichkeit, die einfach nur unnatürlich wirken konnte, „Auf Wiedersehen!“ zurief.

Auf der Polizeistation herrscht ein heilloses Durcheinander. Ein kleingewachsener und lebenswürdiger Beamter stellt mir kurz und nur formal ein paar Fragen. Auf all meine Erklärungen antwortet er stets: „Das werden wir später sehen.“ Dieses „später“ erfüllt mich nun endgültig mit großer Sorge. Die Befragung ist bald zu Ende, und er spricht noch von irgendeiner Verordnung eines Staatsanwaltes aus Zadar oder

Zagreb, ich weiß es nicht mehr genau, ehe er die diesbezüglichen Dokumente irgendwo verstaute.

„Führt diesen Herrn ab!“

Ich wurde sodann von einem anderen Detektiv übernommen, einem dicken und rohen Kerl. Als wir ans Ufer gelangten, warf ich noch einmal einen Blick auf Meer hinaus, ehe wir schließlich nach kurzer Zeit vor einem gelben Haus mir roter Türe eintrafen. Der Polizist betätigte die Glocke. Ein Wärter öffnete mit theatralischer Geste das Tor. Ich fand mich in einem kleinen Zimmer unter Gefängniswärtern und Soldaten in neuen Uniformen wieder. Der Detektiv übergibt mich. Geräuschvoll nimmt mir ein Wärter meine Sachen ab. Die Worte kommen irgendwie sonderbar und fröhlich über seine Lippen, und er fertigt Notizen an. Er hat etwas von einem Schauspieler. Ein zweiter Wärter, ein schnauzbärtiger alter Mann, kommt auf mich zu, rasselt mit den Schlüsseln und geleitet mich an einigen Steinstiegen entlang durch einen dunklen Hof. Und wieder kam mir alles so vor, als befände ich mich auf einer Bühne. Sogleich an der ersten Türe sperrt er zwei schwere Schlösser mit kompliziertem Mechanismus auf, weist mir den Weg in die Zelle und schließt hinter mir sofort wieder ab.

An einem Tisch sitzen, ganz wie in einer Kaserne, drei Männer, nur mir Hemden bekleidet; ein vierter liegt mit nacktem Oberkörper auf dem Bett. Ich grüßte. Wir lernten uns schnell kennen. Man bat mir heimlich gehortete Zigaretten an. Alles wirkte sauber. Auf dem Tisch befanden sich unangebrochene Brote und ein Wasserkrug. Es war beinahe fröhlich. Alle meine Kameraden sind politische Häftlinge. Zwei von ihnen sind Journalisten, einer ist Anwalt und der älteste von ihnen ein Lehrer aus der Provinz. Wir aßen gemeinsam zu Abend, und waren wie alte Bekannte in Gespräche vertieft. Das kleine Fenster war von der Wand verdeckt, und es begann allmählich zu dämmern. Auf jedem Gesicht kann ich einen Schatten erkennen. Die Unterhaltung gerät ins Stocken. Die Hitze lastet schwer auf uns. Wir begeben uns alle zum Fenster. Auf der gegenüberliegenden Wand entdeckte ich zwischen den Ziegeln ein Spatzennest, darüber das ärgerliche und aufgeregte schreiende Vogelweibchen. Irgendetwas war in der Familie vor sich gegangen. Draußen wird es zusehends dunkler. Ich fragte, wie es mit dem Licht sei. Alle brachen in Gelächter aus – eine Lampe sucht man hier vergebens. Man gibt mir noch den Rat mit, mich nicht zu entkleiden, weil es Wanzen gebe. Wir gehen zu Bett. Nur der alte Lehrer aus der Provinz (er ist um Sorge um seinen Sohn, einen Studenten, der gemeinsam mit ihm verhaftet und

dann gefesselt an einen unbekanntem Ort abgeführt wurde) sitzt auf die Ellenbogen gestützt am Tisch und blickt durchs Fenster.

Aus den Nebenzellen dringen laute Unterhaltungen und Witze an mein Ohr, und ich höre die Ermahnungen und Rügen des Wärters aus dem Hof herauf. Vom Meer her ertönt ein schrilles Pfeifen. Wie gewöhnlich, wenn sich ein Mensch zu Bette begibt, gehen ihm die Bilder des letzten Tages durch den Kopf, wobei dieser jeweils letzte Tag im Vergleich zu den anderen Tagen irgendwie lange und sonderbar erscheint. Nun, das ist also „das“, woran so oft gedacht und worüber so oft gesprochen wurde. Ja, das hier ist nun „das“, denke ich, wobei ich meine Gedanken kaum sammeln kann und mir alles auf bestimmte Weise so erscheint, als wäre dieses Ereignis nicht sonderlich gravierend und beträfe nicht mich, sondern jemand anderen, während ich nur beobachte und mich wundere. Ich weiß nicht, wie lange ich mit diesen Gedanken im Bett lag. Vielleicht bin ich in dieser Verwirrung auch eingeschlafen. Doch plötzlich riss mich ein Schrei aus meinem Schlaf. Wir sprangen alle auf. Am Fenster erkannte man im Dunkel die Umrisse des alten Lehrers. Er hatte nach seinem Sohn gerufen.

„Slavo, Slavomir, bist du das? Slavooo!“

Diesen Schrei hatte er mit einer Stimme hervorgestoßen, wie ich sie nie zuvor gehört hatte. Vom Hof herauf konnte man Stimmen, das Klirren von Ketten und laute Schritte hören. Heißer und schaurig wiederholte der Alte noch ein paar Mal seinen Schrei, wobei er sein Gesicht durch das Gitter drückte. Von unten ermahnte ihn der Wärter, dass er still sein solle.

Bei schwüler Hitze stehen wir in unserer finsternen Zelle. Mein Herz schlägt laut. Mir scheint, als würde ich ersticken. Mein Inneres zittert vom Widerhall der Stimme des Alten. Das dumpfe Gefühl der Irrationalität, das mich den ganzen Tag begleitete, ist plötzlich weg, und auf einmal werde ich mir der ganzen Tragweite bewusst: Was sind das bloß für furchtbare Dinge, die mit uns geschehen. Dies hier ist ein Gefängnis, und das bedeutet Verlust, Ungewissheit, Tod. Das Blut schoss mir in den Kopf, und Schweiß drang aus meinen Poren. Mit den Händen verschloss ich meinen Mund, um nicht wie ein Kind aufzuschreien. Die ganze Nacht vernahm ich das Klopfen meines Herzens und das Geheul der Schiffssirenen, und in jeder Sekunde wusste ich, dass ich derjenige bin, der hier in einem Gefängnisbett zittert und mit den Kameraden einem langen Leiden entgegenblickt.

Eine Nacht in der Alhambra

Unser Versuch, mit rumänischem Erdöl zu handeln und unsere Reise nach Bukarest wären an und für sich keiner besonderen Erwähnung wert gewesen (wobei gerade das unsere große Schande ist), hätte ich dabei nicht meinen alten Freund Nikola Kriletić getroffen und mit ihm eine wilde Nacht verbracht, die abermals einen Eintrag einiger unserer Namen in ausländische Polizeiberichte nach sich zog.

Auf dem Wege von Temesvar nach Bukarest war die Bahnstrecke defekt geworden, sodass wir in einen anderen Zug umsteigen und das Gepäck dabei selbst tragen mussten. Auf diese Weise trafen wir anstatt zu Mittag erst gegen Abend in Bukarest ein.

Es gibt keine Stadt, die man fröhlicher betritt: die Straßen wie auch die Geschäfte, Kutschen und Automobile hell erleuchtet. Wie auch sonst überall auf der Welt rufen sich die Kutscher auch hier gegenseitig Worte zu, unter denen auch mancher Fluch ist. Die Kutscher sind allesamt wohlgenährte und heitere Menschen in samtene Kaftans und mit hohen Fellmützen auf dem Kopf, die alles nicht so ganz ernst zu nehmen scheinen.

„Nach links! Wohin fährst du bloß?“

„Halte dich links!“

„Nach links, du Dummkopf!“

Alles scheint ihnen irgendwie mit Freude und leicht von der Hand zu gehen.

Doch so freudig und hoffnungsfroh wir die Stadt betraten, so mussten wir sie in gleichem Maße unausgeschlafen, missmutig und unverrichteter Dinge bereits am nächsten Tag wieder verlassen.

An jenem Abend wurden noch bis nach einundzwanzig Uhr erregte Unterredungen mit den Geschäftsvermittlern und wütende Telefongespräche mit der Firma Simon und Freund geführt. Doch es sollte alles nichts nutzen: Das Geschäft platzte, und die Reise war umsonst gewesen.

Um etwa zweiundzwanzig Uhr machte ich mich mit Antonescu auf den Weg. Er war von eleganter und hagerer Statur, trug stets ein Monokel in seinem fahlen Gesicht und hatte sich in besagter Angelegenheit als unglücklicher Vermittler erwiesen. Er führte mich durch die nassen, hell erleuchteten Straßen, die voll waren mit Fahrzeugen. Wir hielten vor einem großen Tor, über dem sich die beleuchtete Aufschrift „Alhambra“ befand. Über eine Treppe aus falschem Marmor begaben wir uns in

den Keller. Nachdem wir die Mäntel an der Garderobe abgegeben hatten, geleitete uns ein festlich gekleideter Türsteher in den Saal.

Dieser war hell erleuchtet, mit orangefarbenen Draperien an den Wänden, dazu einige aus Papier und Blättern angefertigte Kränze. Ringsum Logen und Nischen, die mit grünem Samt ausgekleidet waren. Wir nahmen an einem Tisch für zwei Personen unmittelbar am Eingang Platz. Vor irgendwoher konnte man Applaus vernehmen. „Wenn das Programm zu Ende ist, werden alle hierher kommen“, lies mich Antonescu wissen. Und mit der Zeit begannen auch wirklich Frauen einzutreffen, die nach Beendigung ihres Auftrittes mit einem Liedchen auf den Lippen Ausschau hielten, in welcher Loge sie Platz nehmen sollten. Es folgten die Schwarzen der Jazzband. Das Stimmengewirr nahm zu. Plötzlich hörte ich direkt über mir einen Ausruf, der alles andere über-tönte: „Oooooo!“

Ich wendete meinen Kopf und erblickte Nikola Kriletić, der mir mit einem Lächeln und ausgebreiteten Armen gegenüberstand. Beim Versuch aufzustehen, fällt meine Serviette zu Boden, nach der er sich sogleich bückt und mir sodann zuerst die linke und dann die rechte Wange küsst.

„Das sehe sich einer mal an! Was machst du denn hier? Mit wem bist du denn bloß hier, um alles in der Welt?“

„Gesellschaftliche Verpflichtungen, Geschäfte, weißt du ...“

„Nun, lass das gut sein. Komm hierher in meine Loge. Dort sind lau-ter Landsleute.“

Er ergreift meine Hand und führt mich fort. Am Tisch seiner Loge sitzen ein Mann mit mächtigem Schnurrbart und flachem Schädel (sei-nen Namen konnte ich nicht verstehen) sowie zwei Tänzerinnen in Zi-geunerkleidern.

„Er ist von der Exportbank, und sie sind Russinnen.“

„Das ist unsere Welt. Setz dich. Junge, bringe uns ein Glas. Du bist herzlich willkommen! Ach wie lange ist es her, dass wir uns gesehen haben!“

Er erzählt mir, wo er in der Zwischenzeit überall herumgekommen ist, ehe er plötzlich innehält und mir auf die Schultern klopft.

„Ach wie froh bin ich, dich getroffen zu haben. Nur bist du bloß zur falschen Zeit gekommen, um mit ihnen hier Geschäfte zu machen. Weißt du, dass ich für zwei, drei Tage hierhergekommen bin (wir übernehmen einige beschlagnahmte Lastkähne), und nun sind drei Monate vergangen, in denen ich in Bukarest herumsitze. Angekommen bin ich mit einem

Strohhut und in einem weißen Anzug, und nun steht bald Weihnachten vor der Tür. Amtswege über Amtswege. Ich habe vor lauter Problemen auch Rumänisch zu lernen begonnen. Genauso wie er da (wobei er auf den riesenhaften Mitarbeiter der Exportbank mit seinem gekräuselten Schnurrbart und dem flachen Hinterkopf deutet). Wir pilgern von einem Ministerium zum anderen, belügen uns mit den Anwälten um die Wette, und die Abende verbringen wir in diesen unglückseligen Lokalitäten.“

Der Saal füllt sich zusehends. In der Loge links von uns treffen einige Kaufleute aus Belgrad ein, Kriletić begrüßt sie und reicht ihnen über die Einfriedung hinweg die Hand.

Die musikalische Untermalung kommt abwechselnd von der Jazzband und von rumänischen Zigeunern. Einige Frauen werfen von der Galerie aus Girlanden auf uns herab. Kriletić schenkt mir Wein ein und zieht eine der Russinnen an seine Seite.

„Diese Frau ist eine Wucht. Das sollst du sehen!“

„Hündchen!“, wird er daraufhin zärtlich von ihr gerügt.

Ich rufe Antonescu in unsere Loge, stelle ihn vor und erzähle, welch ein großes Geschäft wir geplant hatten und wie die Sache auf komische und verrückte Weise geplatzt ist. Kriletić unterbricht mich.

„Das sage ich dir ja: All das ist eine große Schurkerei!“

Und wiederum begrüßt er jemanden und führt einige Leute in unsere Loge:

Kimidićić, einen gewichtigen Kaufmann aus dem Timok-Gebiet. Einen jungen Burschen aus Kladovo von hohem Wuchs, gebückter Haltung und mit dunkelgelbem Antlitz. Er stellt sich als „Nikolić, Matrose“ vor, wobei er dieses „Matrose“ unnatürlich kräftig hervorstößt. Er leidet offensichtlich an Schwindsucht und spricht mit heißerer Stimme und unter Hustenreiz.

Abermals wird Wein auf unseren Tisch gereicht. Für einen Augenblick gesellen sich Kaufleute, drei Importeure aus Belgrad, aus der dritten Loge zu uns. Auf sie folgt ein Vertreter aus Zagreb – ein jüngerer Bursche rötlichen Typs und mit ihm ein weiterer, den sie Konsul nennen. Er ist rothaarig, wohlbeleibt und aufgedunsen. Manche sagen, dass er früher Konsul war, andere wiederum, dass er dies auch heute noch sei, man aber nicht wisse, wo. Der Nächste ist ein grinsender Russe in einem exotischen rot-blauen Atlaskostüm. Über seinen Besuch freut sich Kriletić am meisten. Er heißt Ivan Pavlović Troickij und ist der Chef der Gruppe russischer Tänzerinnen, ehemaliges Mitglied des Zaren-Theaters, Offizier der Armee von Denikin usw.

„Gebt ihm ein Glas, damit er ordentlich auftaut!“

In der Loge rechts von uns vergnügen sich die Russinnen lautstark mit dem Vertreter der Exportbank (nachdem sie von ihm aufgesucht wurden). Alle trinken wir, doch der Russe Troickij eindeutig am meisten. Rechts von uns treffen noch einige Personen ein – ein Franzose mit blassem und klugem Antlitz. Sein linkes Auge ist aus Glas, was ihn von Mühe gebeugt und unnatürlich erscheinen lässt. Weiters ein Deutscher aus Siebenbürgen, dick, mit rötlichem Teint und großen Brillen, der alle Sprachen spricht. Beide sind sie Makler.

Ich habe nicht verfolgt, wie es dazu gekommen ist (was auch schwierig ist, wenn man einschläft), aber auf einmal bemerke ich, dass alle in unseren drei Logen betrunken sind – plötzlich und ohne jegliche Vorzeichen. Aber das trifft auch auf alle anderen Personen in der Alhambra zu, die nun allesamt berauscht erscheinen.

Auf diese Weise kommt es in allen diesen Lokalen ein- bis zweimal im Jahr zu besonderen Trinkgelagen, die anders sind als die allabendlichen und die vom Hausherrn und von den Kellnern voller List gesteuert werden, um ihnen dann um halb vier Uhr morgens kaltblütig ein Ende zu setzen. Bei diesen Gelagen sind sämtliche junge Damen über alle Maßen betrunken, wobei dem Hausherrn sämtliche Kontrolle über sie entgleitet. Auch die Kellner lassen sich von der allgemeinen Ausgelassenheit anstecken und versehen ihren Dienst irgendwie besser, ohne einzig ans Trinkgeld zu denken. Die Musikanten werden munterer, sprechen dem Alkohol zu, beginnen lauter zu spielen und bringen die Noten durcheinander. Derartige Trinkgelage enden stets entweder durch Erschöpfung der Gäste oder durch eine Polizeiiintervention. Heute ist so eine Nacht.

Es hat den Anschein, als hätten unsere drei Logen alle anderen angesteckt. Überall regieren nun Lachen, Applaus und Gesang. Die Musik erklingt nicht mehr abwechselnd, sondern die Jazzband und die Zigeunerkapelle geben zeitgleich ihre Stücke zum Besten. Irgendjemand spielt auch Gitarre und lässt zwei riesige Glocken erklingen. Kuchenstücke, Orangen und Papierfächer fliegen durch die Luft. Der Boden ist, einem Teppich gleich, über und über mit Girlanden, Papierstücken und Blumen bedeckt. Wörter und Melodien können nicht mehr unterschieden und vernommen werden. Einzig Kriletić bringt es von Zeit zu Zeit fertig, alles und alle zu übertönen.

„Allgemeines ... Volksvergnügen.“

Von Haus aus schon hochgewachsen, klettert er auf einen Stuhl und thront so über allen Logen; sein Haar ist verschwitzt, und mit ausgebrei-

teten Armen ruft er, einem zweifelhaften Marktschreier gleich, in die Menge hinaus.

„Allgemeines ...“

Abermals wird er vom allgemeinen Getöse übertönt, einzig sein Gesichtsausdruck verrät, dass er lauthals vor sich hin brüllt.

Die Luft ist verraucht und schwer, erfüllt vom Aroma der Getränke, des Obstes und von Gerüchen. All dies erinnert an ein Abendessen neben einem grell erleuchteten, tosenden Fluss. Von Zeit zu Zeit verstummt dieses Toben, um gleich darauf von einem noch lauterem und zügelloseren abgelöst zu werden, wobei all dies, einer Quelle gleich, von Kriletić ausgeht.

Lärmend steigt er von seinem Stuhl herab, begibt sich zu unseren drei Logen, schlägt kräftig mit der flachen Hand auf das Geländer der Einfassung und ruft „SHS“*.

Nach dieser seiner Namensgebung für die Logen greift er nach je einem Exemplar der mit harten Einbänden versehenen Speise- und Wein- karte und wirft sie auf den Tisch der mittleren Loge.

„Das ist unsere Verfassung, ich bin euer Ministerpräsident, und ich werde schauen, wer nun vom Trinken befreit werden kann.“

Alle rufen durcheinander und fallen ihm ins Wort.

„Was bin ich?“, fragt aufdringlich der schwindsüchtige Bursche aus Kladovo.

„Du bist der Minister für Volksgesundheit.“

„Was machen wir mit den Rumänen und Deutschen?“

„Sie sind nationale Minderheiten. Sie haben ihre Rechte.“

„Ich werde ihnen das Recht auf einen Glauben einräumen“, so Kriletić.

„Und die Russen sind Flüchtlinge.“

„Ordnung will ich“, befiehlt Kriletić, „jetzt hat dieses Land auf einen Zug seine Gläser zu leeren.“

„Ex! Ex! Ex!“

Alle drei Logen heben ihre Gläser.

Den Platz neben Kriletić nimmt nun Nikola Bokanović, ein Getreidehändler, ein. Er ist beleibt, seine Augen wandern unruhig hin und her,

* Kurz für: „Kraljevina Srba, Hrvata i Slovenaca“ („Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“).

und seine schwarzen, glänzenden Haare erinnern an das Federkleid einer Ente. Ununterbrochen erhebt er sich von seinem Stuhl, um etwas von sich zu geben. Und immer wieder handelt es sich dabei um etwas anderes. Doch Kriletić bringt ihm zum Schweigen und zwingt ihn, sich hinzusetzen.

Einer der Kaufleute bestellt zwei Flaschen Champagner. Gestern, so teilt er mit, sei er Vater eines Sohnes geworden. Er zeigt ein Telegramm herum. Bokanović erhebt sich augenblicklich von seinem Stuhl.

„Meine Herren! Es ist ein alter Brauch bei uns Serben ... Ich habe zwar nicht gedacht, heute das Wort zu erheben, aber ich muss, denn diesem unserem Freund ist gestern etwas widerfahren.“ „Setz dich hin“, herrscht in Kriletić an und zieht ihn dabei am Mantel, sodass sein Weinglas überschwappt. „Nein, nein, es ist ein alter Brauch, ich bitte Sie. Ich muss einfach, auch wenn ich es nicht wollen sollte, etwas von mir erzählen. Als ich nämlich geboren wurde – das war im *Oktomber*, am achtzehnten, im Jahre tausendachthundertsechundachtzig ... Also, im Monat *Oktomber*.“ „Was erzählt er hier schon wieder vom *Oktomber* herum!“, unterbricht ihn Kriletić. Der einsetzende Wirbel zwingt Bokanović, wieder seinen Platz einzunehmen. Die Russen beginnen untereinander zu streiten. Pavel Ivanovič hat sich voll laufen lassen. (Das ist so seine Art, erklärt Kriletić mit einer gewissen Liebenswürdigkeit – wenn du ihm einen Behälter Wein hinstellst, trinkt er ihn aus, dieser Tor.) Evgenija hat zu weinen begonnen. Pavel Ivanovič, der sie beleidigte, tröstet sie: „Ich sage nicht, dass Sie lügen, meine Liebe, aber er war nun einmal kein Oberst!“

„Er war Oberst, Pavel Ivanovič. Sie selbst wissen, dass er einer war.“

„Er war Hauptmann, und Sie haben mit ihm gelebt. Punkt!“

Evgenija fällt daraufhin quer über den Tisch und beginnt lauthals zu schluchzen.

Kriletić breitet seine Arme aus.

„Ach, wie sind diese Russen doch einzigartig, mein Bruder!“

Letztendlich beruhigen sich die erhitzten Gemüter. Evgenija trinkt, grinst und schluchzt noch gelegentlich weiter. Auf einmal erhebt sich der plattköpfige Mitarbeiter der Exportbank und stimmt ein Lied an. Er schließt die Augen und setzt zu einem langgezogenen und furchtbaren, endlosen Wehgesang an. Vergebens ist der Versuch Kriletićs, ihn durch einen Tritt ans Bein zum Schweigen zu bringen. Schließlich tritt er von hinten an ihn heran und flüstert ihm zu.

„Hör zu, Bruder, du brauchst dich hier nicht bloßzustellen.“

„Ich stelle mich doch nicht etwa bloß?“, erwidert er lautstark.

„Doch Bruder, du stellst dich bloß.“

Er beendet seinen Gesang und verbringt die restliche Zeit in betretenem Schweigen.

In der Zwischenzeit beginnt Kimidikić zu tanzen. Mit seiner beleibten Figur, gänzlich vor Schweiß triefend und unrasiert, betritt er in seinem billigen, grauen Anzug die Mitte des Saales und beginnt mit sich selbst zu tanzen. Die Paare weichen vor ihm zurück und lassen ihn alleine. Die Zigeuner stimmen irgendein rumänisches Lied an.

Kimidikić breitet vorsichtig, wie Mädchen, die angstvoll durch ein Gewässer waten, seine Arme aus, woraufhin sein ganzer Körper hin und her zu wanken beginnt; immer schneller und in abrupteren Bewegungen stampft er mit seinen Beinen auf das Parkett ein. Seine Hose rutscht nach unten und seine Weste nach oben, sodass der Blick auf sein Hemd, seine bulgarische Unterhose samt Hosenband und seinen speckigen Gürtel fällt. Sein Gesicht mit der in der Mitte eingekerbten Stupsnase und dem dünnen Schnurrbart, der unter der Nase so gar nicht, dafür umso mehr nach links und rechts wachsen will, schimmert dabei gelblich.

Je mehr er tanzt, umso mehr erhält sein sonst unansehnliches und lächerliches Gesicht einen beinahe hinreißenden Ausdruck. Aus seinem Lächeln und seinen halbgeschlossenen und blinzelnden Lidern dringt etwas überraschend Liebliches und Schelmisches. Seine heiser gewordene und dünne Stimme verfällt gemeinsam mit dem ganzen Körper in einen monotonen, gleichartigen Rhythmus.

– Digi-dag, digi-dag, dag-digi, digi-dag!

Dieser Rhythmus bleibt auch auf die Umstehenden nicht ohne Wirkung. Die Zigeuner richten ihren Takt nach ihm aus. Die Frauen in den Logen beginnen leise in ihre Handflächen zu schlagen.

Kriletić beugt sich zu mir herüber und flüstert mir in ruhigem, beinahe geschäftlichem Ton ins Ohr.

„Nun, das ist eine Art Leidenschaft von ihm. Den ganzen Tag über ist er in und um Bukarest unterwegs, lässt Mais und Hafer auf Lastkähne verladen, hat mit Geldbeträgen in Millionenhöhe zu tun, aber sobald es Nacht wird, hat er das Bedürfnis herum zu hüpfen und macht sich zum Narren. Sein Großvater ist mit Tanzbären durchs Land gezogen; das liegt ihm also im Blut. Er hat zwei große Töchter, die ins Gymnasium gehen.“

Wieder kommt es bei den Russinnen zu einem Streit, der alles andere übertönt. Sie springen beide den Franzosen mit dem Glasauge an, der sich in Russland aufgehalten hat. Schreiend behaupten sie, dass er ein Bolschewik sei, dass er auf die Evangelien pfeife, woraufhin sie ihn aus

der Loge werfen. Der Franzose versucht sich zu schützen. Kriletić begibt sich zu ihnen. Pavel Ivanovič sollte als Zeuge auftreten, ist dazu aber nicht mehr in der Lage. Zufrieden grinst er vor sich hin und macht eine wegwerfende Handbewegung.

„Meine Lieben, ich weiß von gar nichts. Seht ihr etwa nicht, dass ich stockbetrunken bin.“

Kriletić bückt sich zum Franzosen hinab, zieht ihn hoch und wirft ihn hinaus. Als ob es vereinbart gewesen wäre, wird er von zahlreichen Händen gepackt und weiter Richtung Ausgang gezogen. Noch an der Türe kann man vernehmen, wie er sich verteidigt und etwas von „allen vier Evangelien“ von sich gibt. Kriletić blickt ihm verdrießlich nach.

„Ich kann Philosophie nicht leiden, damit du es weißt.“

Aber schon bald beruhigt er sich, setzt sich zu uns und beginnt zu singen. Alle hören ihm zu. Die Frauen blicken ihn bewundernd an. Eine wohlbeleibte Ungarin geht auf ihn zu. Er spricht zu ihr einige Worte auf Ungarisch, woraufhin er mit ausgebreiteten Armen ihre Hüften misst und kopfschüttelnd von sich gibt: „Ach herrje! Wie soll aus dir bloß eine Hausfrau werden?“ Die Frau fällt lachend in seinen Schoß.

Eine gewisse Zeit lang verlief alles ruhig. Die Musik, das Stimmengewirr, das Klirren der Gläser und das Gestampfe der Tänzer – alles fließt zu einer gleichmäßigen Lärmkulisse zusammen. Doch plötzlich verstummt die Musik, und die Tänzer halten wie vom Blitz getroffen inne. Alle Blicke richten sich auf die Loge links von uns, in der der Mitarbeiter der Exportbank einen lauten und durchdringenden Schrei von sich gibt. Dieser lag irgendwo in der Mitte zwischen dem Wiehern eines Hengstes und dem Gebrüll eines Esels, wobei er alles andere übertönte und so die Musik zum Verstummen und die Tänzer zum Stehen brachte, die Frauen in Furcht sowie die Kellner in Verwirrung versetzte.

Nach einem Augenblick der Stille und Erschrockenheit machte sich sogleich allgemeines Gelächter breit. Die dunkelhäutigen Zigeuner schlugen noch heftiger auf ihre Trommeln und Becken ein. Monokelträger richten sich ihre Sehhilfe zurecht, um einen Blick auf den Menschen zu werfen, der eben diesen Schrei ausgestoßen hatte. Am meisten Interesse bekunden dabei die Frauen. Der Mann selbst sitzt unbeweglich und teilnahmslos da und rollt seine Augen, die allmählich blutrote Farbe annehmen. Seine starre Ernsthaftigkeit führt einzig zu noch größerem Gelächter. Doch irgendetwas Ungewöhnliches scheint nach diesem Schrei zurückgeblieben zu sein.

Man reicht uns Cognac und Soda mit Bikarbonat. Von irgendwoher findet auch Wein seinen Weg zu uns.

„Ex! Ex!“

Einige beginnen sich bereits zu verschlucken, sodass ihnen der Wein aus der Nase und über die Kleidung hinabrinnt, aber Kriletić erscheint mit seinem geleerten Weinglas nach wie vor wie ein Fels in der Brandung.

„Ex! Was bist du mir doch für ein Untertan! Ex!“

Und abermals beginnt die ganze Alhambra zu trinken und aus all ihren Kehlen zu singen. Die Zigeuner haben sich über die Logen verstreut. Ein komischer Kerl aus dem Publikum hat unter ihnen Platz genommen und schlägt mit den Trommelstöcken auf den Tisch, auf volle und leere Flaschen ein.

Kriletić hat sich breit gemacht und nimmt beinahe die halbe Loge ein. Auf seinen Knien sitzt jeweils eine Frau. Sie umarmen ihn mit einer Hand und strecken die andere auf die Seite, sodass alle drei gemeinsam einer mehrarmigen und vielgesichtigen indischen Gottheit ähneln. Beide Frauen geben inbrünstigen Gesang von sich – eine ungarisch, die andere russisch. Auch Kriletić scheint zu singen, denn in seinem von Schweiß überströmten, grinsenden Antlitz blitzen Zähne auf, und in all dem Stimmenchaos lässt sich von Zeit zu Zeit seine tiefe und wohlklingende Basstimme erkennen.

Ich verlasse das Lokal für einen Augenblick. Die Gänge sind kalt und in Halbdunkel getaucht. Auf Sesseln dösen die Garderobefrauen vor sich hin. Dumpf ein einförmig wie ein ferner Wasserfall dringen Lärm und Tosen an mein Ohr. In mir machen sich Grauen und das Gefühl breit, dass es bald einmal hell werden müsste.

Als ich in den Saal zurückkehrte, sah ich, dass sich das allgemeine Bild etwas verändert hatte: Durch Rauch- und Staubschwaden hindurch erkenne ich, dass sich um unsere mittlere Loge die Kellner versammelt haben, und ich erblicke auch den kahlköpfigen Hausherrn. Ich vernehme abwechselnd französische und rumänische Wörter. Endlich erfasst mein Blick auch Kriletić. Ohne Frauen. Sein Kopf ist auf seine rechte Handfläche gestützt, und die linke Hand vollführt Bewegungen. Sein Gesichtsausdruck wirkt gekränkt. Die Augenlider sind beinahe geschlossen. Alle sprechen, ehe sie Kriletić lautstark unterbricht.

„Wieso bekomme ich Wasser statt Wein? Gebt mir Wein!“

Der Hausherr, manierlich über ihn gebeugt, versucht ihn zu beruhigen und zu überzeugen, doch Kriletić lässt ihn nicht zu Wort kommen.

„Rien! ... Rien! ... L'eau naturelle!“

In den anderen Logen wird währenddessen weiterhin gelacht und kommuniziert, einzelne Paare tanzen zur Musik, als plötzlich Kriletić mit der Faust auf den Tisch schlägt und aufspringt. Der Hausherr weicht von ihm zurück und mischt sich unter seine Kellner. Die Karaffen und Gläser klirren, gerade so, als ob dies ein Signal gewesen wäre.

„Schlag du nur zu!“, ruft jener von der Exportbank aus der linken Loge aus.

Die Kellner stürzen sich auf Kriletić, aber dieser hebt die Marmorplatte vom Tisch und wirft sie mit allem, was sich auf ihr befand, zwischen die Kellner. Die Frauen beginnen zu schreien, und alle springen zur Seite. In diesem Moment gehen alle Lampen aus. In der Dunkelheit kommt es zu einem noch größeren Gedränge und Chaos. Ständig hört man jemanden aufschreien und auf die Trommel oder irgendein anderes Instrument stürzen. Auch die Stimme des Hausherrn ist zu vernehmen.

„Domnilor! Vă rog, domnilor!“*

Die Einfriedung zwischen unseren Logen knarrt und kracht im allgemeinen Lärm und Geschrei schließlich entzwei.

„Verpass mir eine, Bruder, hier bin ich!“, ruft jener von der Exportbank.

„Was soll das? Was wollen Sie?“, lässt sich eine andere Stimme vernehmen.

„Ich will einen Skandal!“, ruft Kriletić irgendwo in der Saalmitte.

Der Mitarbeiter der Exportbank schlägt in der Dunkelheit auf alles und jeden ein und flucht unaufhörlich. Klirrend und donnernd werden Dinge umgestoßen und gehen zu Bruch. Nur einzelne Stimmen können sich Gehör verschaffen, darunter auch die eines unserer Landsleute, der aus der Dunkelheit flehentlich wiederholt:

„Kollege, aber Kollege, ich bitte Sie. Das hat ja keinen Sinn.“

Und draußen auf der Straße versucht jemand auf Rumänisch hartnäckig und vergebens die Polizei zu rufen.

* „Meine Herren! Ich bitte Sie, meine Herren!“

Der Traum von der Stadt

Stellen Sie sich vor, dass die zerklüftete, steile und raue Landschaft Bosniens und der Karst der Herzegowina auf ihrem Weg in Richtung Meer feinere und zartere Konturen annehmen, bis sie sich schließlich zu einer mächtigen und zugleich fein gezogenen und exakten Linie auftürmen. Gelingt ihnen dies, haben sie vor ihrem geistigen Auge den Berg Srd.

Stellen Sie sich unsere Sprache vor, wie sie von Bosnien ausgehend und über die Herzegowina hinweg, liebevoll und zärtlich gepflegt, schließlich im Gebiet von Dubrovnik eintrifft, wo sie von Bäuerinnen mit einer beinahe Königinnen würdigen Schönheit und Ehrerbietung gesprochen wird.

Stellen Sie sich weiters unsere slawischen Vorfahren vor, wie sie sich an den Gestaden des Meeres ihrer Bälge entledigen und ihre Schafe dem Hirten überlassen und beginnen, sich der Kultur, der Bildung und dem Handel hinzugeben, Reichtümer erwirtschaften, diese vermehren und sie von Generation zu Generation weitergeben, solange an ihnen noch der frische Geruch von Schweiß und Feilscherei sowie der Glanz von Neuem haftet, ehe all dies letztlich in der Entstehung eines harmonischen Gesellschaftswesens, von Kunst, Glanz und eines schöpferischen Gedankens mündet. Nach Annahme des Glaubens und der damaligen Zivilisation begannen sie sich der Baukunst zu widmen. Auch heute, Jahrhunderte später, treten durch all die Masse an behauenen und bewusst an- und aufeinandergeschichteten Steinen namens Minčeta, Lovrijenac und Hl. Blasius klar und deutlich eine ruhige Kraft, eine Macht über sich selbst und die Lust am Schaffen zu Tage. Hier, inmitten des tauben Karstes und des tobenden Meeres, haben sie im allerhehrsten menschlichen Wunsche, dem kurzen Leben durch Arbeit und Gelehrigkeit einen Sinn einzuhauchen und es für alle Zeiten zu erhalten, ihren Platz auf der Welt gefunden.

So kam es, dass die Rebe und der Oleander gediehen, Schiffe gebaut und beladen wurden, sowohl haltlose als auch umsichtige Politik betrieben wurde und sich neue Wege und Möglichkeiten eröffneten. In den scharf vorgezeichneten Rahmen und Grenzen willkürlich und bewusst beschlossener Gesetze fand sich auch Platz für Liebe, Tanz, das unergründliche Spiel des Schicksals und für Totenmessen.

Die Zeiten jedoch sollten sich für die Stadt abermals ändern, und das Blut begann allmählich zur Ruhe zu kommen; Flaggen wurden morsch, Gedanken welk, und all das, was einmal war, lässt sich nur mehr beim

Blick auf diese Mauern und aus dem Buch der beiden Vojnovićs errahnen.

Dies ist die Geschichte der Stadt. So wurde ich ihrer ansichtig und erfüllte sie eines Vormittags im Frühjahr. Ich hatte mich auf den Gornji Konal begeben und längere Zeit ein Sonnenbad auf der dem Wind abgewandten Seite einer kleinen Kapelle genommen. Meinem Blick boten sich dabei einzig eine enge Straße, hohe Mauern und der wechselhafte Frühjahrshimmel hoch über mir dar.

Als ich meinen Weg zwischen den Mauern fortsetzte, traf ich auf ein altes Tor mit angerosteten Eisenbeschlägen. Im steinernen Türstock erblickte ich eine kleine Öffnung, aus der ein abgebrochener Eisendraht hervorragte. Ohne nachzudenken, ergriff ich ihn, doch als ich den beinahe fröhlichen Ton der Glocke vernahm, wich ich erschrocken zurück. Mir kam der Gedanke eines kleinen Kindes, einfach davonzulaufen, blieb aber schließlich doch stehen. Das Türschloss knarrte, und in der halb geöffneten Tür erschien ein alter Mann.

„Guten Tag.“

„Ihnen zu Diensten, mein Herr.“

Weder ich noch er sprach ein weiteres Wort, und als wäre es die natürlichste Sache der Welt folgte ich ihm in den Hof. Und in diesem Augenblick vergaß ich sowohl den Greis als auch meine Verwirrung, denn vor mir lag Dubrovnik, und zwar genau so, wie man es sehen muss, um es zu begreifen. Alles wirkte von hier aus in vollkommener Harmonie und in voller Größe. Die Türme, Terrassen, Kuppeln, Höfe, Gärten und das Meer.

Niemals hätte ich gedacht, dass sich einen Schritt von diesem gewundenen, steilen und grabesengen Gässchen entfernt ein solcher Blick eröffnen könnte. Der Zufall geleitet uns, so scheint es, tatsächlich am besten auf unseren Wegen.

Neben mir stand der Greis, und nachdem er mir höflich Zeit gegeben hatte, meine erste Begeisterung zu verarbeiten, tat er seine Meinung kund, dass man mich wohl auch „aus der Apotheke geschickt“ hätte und dass auch „andere Maler gekommen“ seien, den Ausblick gerühmt hätten und einer ihm ein Bild sogar aus Triest geschickt hätte. Wie bei alten Menschen üblich, erzählte er vor sich hin, während ich den steinernen Brunnen mit seinen acht Ecken und dem Relief eines Efeublattes betrachtete. Darüber erhob sich die angerostete und abgerissene Brunnenkette. Ich beugte mich über den Brunnenrand und blickte nach unten:

dunkles Wasser, in dem sich abermals der unruhige und diesmal dunkle Frühlingshimmel widerspiegelte.

Der alte Mann führte mich weiter und erzählte, dass die Hausbesitzer nun schon „fünfzehn Jahre“ nicht mehr hier seien und er vergeblich versuche, alles in Stand zu halten und herzurichten, weil alles verfallend und einstürze.

„Ich versuche zu retten, zu schützen, aber vergeblich ...“

Er breitete seine Arme aus, so als ob er das Haus und seine Umgebung tatsächlich vor etwas beschützen müsse.

Ich erblickte einen Vorraum, einen Kamin, die Treppen – genannt „scale“ –, die zum Meer hinab führen, einen Kerzenständer, einen wurmstichigen Paravent, einen angeknabberten Fächer und ein beschädigtes japanisches Teeservice, wobei all diese Gegenstände jenen sonderbaren Eindruck vermittelten, bei dem man nicht weiß, ob sie schon seit langem verschieden oder in ihrer geisterhaften Existenz unsterblich sind.

All dies betrachtete ich, während der Alte munter weiter redete und sich über seine nachlässigen Hausleute beklagte, ganz so, als sei er überzeugt davon, dass ich sie kenne.

Von diesem steinernen weißen Hof aus erblickte ich das erste Mal Dubrovnik, wie man es einfach gesehen haben muss. Hier breitete es sich, wenn auch nur ein wenig und für kurze Zeit, vor mir aus:

Der Glaube, die Eigenständigkeit und die Freiheit der friedlichen Stadt Dubrovnik.

Von hier aus zeigte sich mir Dubrovnik erstmals in all seiner Ausdehnung und Größe. Denn gewöhnlich ist es ja so, dass uns, die wir alles nach Qualität, Menge und Volumen beurteilen, alle historischen Stätten klein und enttäuschend erscheinen. Was ist es doch für ein sonderbares und stets wohltuendes Gefühl, das ich verspüre, wenn ich einen behauenen Stein, kultivierte Erde und gezimmertes Holz betrachte! Ich erkenne, dass Schönheit und Nützlichkeit in jeder Form unweigerlich mit einem Opfer einhergehen: Arbeit und Achtung der Gesetze. Aus diesem Grund ist alles in der Vergangenheit Geschaffene lebendig und auch in der Gegenwart unabänderlich, weil es erworben und gezahlt wurde, wobei der Zeitraum seines Bestehens mit der Höhe des für den Erwerb aufgetragenen Opfers gemessen wird.

Die weisen Mauern von Dubrovnik zeigen mir, dass Arbeit das Einzige ist, mit dem sich ein Mensch seinem unbekanntem Schicksal stellen vermag. Ich erkenne auch, dass eine Befolgung von Gesetzen keine

Schande ist, weil diese weder Fesseln noch eine Peitsche, weder kaiserliche Juwelen noch einen Zauberstab darstellen. Gesetze sind, einer göttlichen Fügung gleich, ein Teil von uns selbst, weshalb sie uns den Weg weisen, uns vervollkommen und für alle Vorkehrungen treffen, sei es Geburt, Arbeit, Liebe und Tod, wobei Übertretungen von ihnen und die darauf folgenden Bestrafungen und Leiden die Waage wiederum ins Lot zurückzuführen vermögen, sodass Gnade und Lächeln wieder Einzug halten. Zu Beginn und am Ende jedes Handelns steht die Begrenzung. Aus diesem Grunde kann keine einzige Grenze eine Fessel sein, sondern ist vielmehr – auch wenn es oft nicht so erscheinen mag – ein erster Schritt hin zu einer höheren Fügung; der Beginn eines Schaffensprozesses.

Die Kirchenglocke und dumpfer Gesang reißen mich aus meinen Gedanken. Der Alte erklärt mir, dass dies die „Gesänge der Totenmessen“ seien, die aus einer bestimmten Stiftung bezahlt würden, die ein angesehenen Bürger vor hundert oder zweihundert Jahren ins Leben gerufen hatte, damit man „auf Ewigkeiten“ einmal jährlich in einer Messe seiner und der Seinigen gedenke. Ich hatte gedacht, dass die grünen und von Spinnennetzen überzogenen Türen dieser Kirche vernagelt seien, doch nun dringt durch sie die uralte Kraft eines Gesanges, im Bemühen, dem Vergessen, so gut es nur geht, Einhalt zu gebieten.

Beim Hören der gedämpften Musik und beim Blick auf all die Türme und Mauern bemächtigte sich meiner plötzlich ein seltsamer Gedanke, den ich weder klar zum Ausdruck bringen noch verschweigen kann. Ich dachte mir: Kann es sein, dass diese alten Bewohner von Dubrovnik, die über Generationen hinweg in ihren Gedanken und ihrer Arbeit aufgingen, etwa keine beliebten und angenehmen Zeitgenossen waren? Ich erinnere mich, dass mich dieser Gedanke über den steilen und grauen Mauern mit Zufriedenheit erfüllte und meine angeborene Antipathie gegenüber sympathischen und wohlmeinenden Menschen bestätigte.

Wie im Traum verabschiedete ich mich vom Alten und begab mich in die Stadt hinunter.

Heute Abend, beim Lesen von „Maškarate ispod kuplja“ durchlebte ich erneut jenen Vormittag im Frühjahr, wobei ich mich bei einem Blick in mein Inneres, auf die Geschichte der Stadt und diesen Traum von der Stadt abermals vor „dem Glauben, der Eigenständigkeit und der Freiheit“ wie vor den ehrwürdigsten aller menschlichen Träume verneigte.

Pfade

Am Beginn sämtlicher Pfade und Wege, wie auch bereits im alleinigen Gedanken an diese, steht ein klarer und mir unauslöschlich ins Gedächtnis eingebrannter Pfad, den ich als ersten frei und losgelöst durchschritt.

Dies trug sich in Višegrad zu, auf harten, unebenen und vom Zahn der Zeit ausgenagten Wegen, auf denen alles verdorrt und betrüblich erscheint – frei von Schönheit und Freude, ohne Hoffnung auf Freude und ohne Recht auf Hoffnung; auf Wegen, auf denen ein vom Menschen unverdaubarer und im Halse feststeckender Bissen Nahrung mit jedem Schritt ein Spiel einzugehen scheint; auf Wegen, auf denen brütende Hitze, Wind, Schnee und Regen das Land und jeden Samen der Erde verzehren und auf denen alles, was dennoch zu entspringen und das Licht der Welt zu erblicken vermag, der Gluthitze zum Opfer fällt, verkümmert und zu Boden sinkt, sodass auch eine Verpflanzung an jedweden anderen Ort des Landes zu nichts anderem führen würde als zu einer Rückkehr in die Gestaltlosigkeit und Dunkelheit, in der diese zarten Lebensboten einst entsprungen sind.

Es handelt sich hierbei um ungezählte Pfade, die – Fäden und Nadelöhren gleich – die Berge und Abhänge rund um die Stadt durchziehen, ehe sie in einen mit weißem Schüttgestein befestigten Weg münden oder sich neben einem Wasserlauf in einem grünen Weidenhain verlieren. Ihr Ursprung geht auf die Bedürfnisse von Menschen und Tieren zurück, wiewohl eben diese Bedürfnisse auch für ihr Verschwinden verantwortlich zeichnen. Diese Pfade lassen sich nur schwer entdecken, sind nur mit Mühe begehbar und erlauben kaum je eine Rückkehr. An ihren Rändern sitzt man auf Steinen, sucht Schutz unter Bäumen, an einem trockenen Ort oder im bescheidenen Schatten und gönnt sich eine Rast, spricht ein Gebet oder zählt die Einkünfte aus bäuerlichem Markterwerb. Vom Winde verweht, vom Regen gereinigt und von der Sonne gebacken und versengt, trifft man auf diesen Pfaden bloß auf ausgezehrttes Nutzvieh und so manch einsilbigen Menschen verhärmtten Antlitzes, doch entstand gerade auf ihnen meine Vorstellung über den Reichtum und die Schönheit der Welt. Unerfahren und schwach und mit leeren Händen währte ich mich eben dort von bis zur Besinnungslosigkeit reichendem, berauschemdem Glück erfüllt und freute mich über all jenes, was es hier nicht gab, nicht geben konnte und auch niemals geben wird.

Und auch auf allen anderen Wegen, die ich später in meinem Leben beschreiten sollte, lebte ich einzig von diesem bescheidenen Glück, von meinen Višegrader Gedanken über Reichtum und Schönheit der erschaffenen Welt. Denn unterhalb aller Wege im Lande verlief zu allen Zeiten

der nur für mich seh- und fühlbare Višegrader Pfad – angefangen vom Augenblick, an dem ich ihn ein letztes Mal beschritt, bis herauf zum heutigen Tage. Und es war auch dieser Pfad, auf dem ich erstmals meinen Schritt bemessen und den Gang meines Lebens finden durfte. Mein ganzes Dasein hinweg sollte er mich nicht mehr verlassen.

In Augenblicken, in denen mich diese Welt ermattete und vergiftete – diese Welt, auf der ich bloß wegen eines üblen Zufalls lebe und in der ich mich auf wundersame Weise am Leben erhalten konnte; in Momenten, wenn der Blick sich trübte und die Konturen des Lebens verschwammen, wandte ich mich, einem andächtig Glaubenden vor einem religiösen Motiv ähnelnd, dem harten, erbärmlichen und zugleich erhabenen Višegrader Pfade zu, der jedes Leiden heilt und jeden Schmerz vertreibt, da er sie allesamt in sich trägt und der Reihe nach zu besiegen vermag. Unter Nutzung jedes stillen Augenblicks und jeder Pause in einem Gespräch begab ich mich mehrmals täglich auf einen Teil dieses Weges, von dem man niemals hätte abkehren dürfen. Und so werde ich auch bis zum Ende meines Lebens, unsichtbar und im Verborgenen, die mir zgedachte Wegstrecke des Višegrader Pfades beschreiten. Später wird mit dem Ende des Lebens auch der Pfad sein Ende finden. Und er wird sich irgendwo dort verlieren, wo Wege und Irrwege enden, wo es weder Fortbewegung noch Anstrengung gibt, wo sich sämtliche irdischen Wege zu einem diffusen Knäuel verfangen und, einem Hoffnungsfunken gleich, vor unserem Auge in Brand geraten und diese Feuersbrunst sodann selbst ersticken, weil sie uns das Ziel und die Wahrheit vor Augen zu führen vermochten.

Ein Blick auf Sarajevo

Das ist eine Stadt. In jeglichem Sinne dieses Wortes. Beginnend mit jener fantastischen Bedeutung, die diesem Wort in all den Märcen innewohnt, die wir als Kinder gehört haben, bis hin zu den historischen Tatsachen über die Entwicklung eben dieser Stadt in vergangenen Zeiten.

Von oben betrachtet teilt sich uns diese Stadt mit ihren Bauwerken, Gärten und Straßen mit, die sich über die unbarmherzig steil abfallenden Abhänge hinwegerstrecken und an ein halb geöffnetes Buch erinnern. Vor unserem geistigen Auge erscheinen die nebelverhangenen Fragmente ihrer Vergangenheit.

Vor mehr als fünfhundert Jahren waren die Vorboten der osmanischen Expansion hier häufige Gäste, ehe man schließlich den Entschluss fasste, sich hier dauerhaft anzusiedeln. Die ersten Ansässigen ließen sich sodann an der gebirgigen Engstelle nieder, durch die sich der Fluss Miljacka einem Faden gleichend durch ein Nadelöhr zwängt. Mit der Festigung der osmanischen Herrschaft in Bosnien erwachsen aus den Befestigungen und Streusiedlungen ein wichtiges administratives und militärisches Zentrum sowie ein zentraler Handelsumschlagplatz. Die Stadt breitete sich aus und wurde schöner, was im Besonderen im Verlaufe des 16. und 17. Jahrhunderts der Fall war, aber zu allen Zeiten verblieb sie an der Engstelle des Tales und glich dabei einer Spinne vor einem Mauerloch, die dieses zwar gelegentlich verlässt, sich jedoch niemals zur Gänze von ihm loszulösen vermag.

So entstand das feudale Sarajevo der osmanischen Epoche, und so weitete und breitete es sich auf gleiche oder ähnliche Art und Weise aus wie auch all die anderen wichtigen Zentren des Osmanischen Staates auf der Balkanhalbinsel. Die Zeit des großen osmanischen Aufstiegs im Westen – das war auch die Zeit der Hochblüte dieser Stadt. In jenen Tagen wurde sie in türkischen Dokumenten als „Brutstätte von Kriegen und Blume unter den Städten“ und als „Stadt der Kämpfer und Sieger“ bezeichnet; in serbischen Schriftstücken der orthodoxen Kirche sprach man vom „von Gott bewachten Ort Sarajevo“. Im 17. Jahrhundert war Sarajevo eine große und reiche Stadt mit mehr als hundert Moscheen, mit öffentlichen Bauten von Wert und Schönheit, mit Bädern, Markthallen, Karawansereien und Uhrtürmen. Einige dieser Bauwerke, die bis zum heutigen Tage erhalten geblieben sind, legen Zeugnis von Entwicklung und Größe des damaligen Sarajevo ab. Alle Reisenden, seien es Venezianer, Franzosen oder Deutsche, schilderten Sarajevo als be-

völkerungsreiche, wohlhabende und schöne Stadt sowie als wichtigen Vermittler im Handel zwischen Ost und West.

Das ist eine Stadt. Eine Stadt, die zu den hoch gelegenen Hauptstädten Europas zählt. Sie liegt, wie bereits gesagt, direkt am Beginn eines engen Tales. Ganz Sarajevo befindet sich inmitten der Schnittstelle von Gebirgszügen und Hügeln, die die Stadt an drei Seiten umschließen und einzig einen freien Blick in Richtung Süden erlauben. Nur zu einem geringen Teil erstrecken sich die Häuser, öffentlichen Bauten und Straßen der Stadt in der Ebene; mehrheitlich klettern sie die steilen Abhänge der Hügel empor. Dort stößt man auch auf die abschüssigen, aber zugleich großzügigen und üppigen Gärten, die beinahe jedes Haus auf den Anhöhen umgeben und in türkischer Zeit einen besonderen Reichtum Sarajevos darstellten. (Über diese Gärten hielt der venezianische Gesandte Zeno, der im Jahre 1550 die Stadt durchwanderte, fest, dass sie von ihrer Schönheit her nicht hinter jenen von Padua zurückstünden.)

Auf diese Weise bietet Sarajevo zwei Anblicke und zwei Gesichter – ein finsternes, strenges und ein helles, anmutiges. Auf den Bergkämmen oberhalb der kaum durchdringbaren Felswände und Krater erheben sich die Türme und Bastionen von Befestigungsanlagen osmanischer Provenienz, die stets der Hauch vergangener Kriege und Gefahren, ein wenig Angst und Beklemmung in Verbindung mit rauem Gebirgswind zu umwehen scheint. Und unten im Tal, wo die osmanische Herrschaft in Zusammenarbeit mit der einheimischen Bevölkerung in den besten Tagen schöpferisches Wirken und Leben entfaltete, breitet sich die Stadt Sarajevo aus. Eine Stadt mit langen und großen handwerklichen Traditionen, bürgerlichem Bewusstsein und urbanem Stolz, eine sprichwörtliche Stadt des Geldes und mit einem Bedarf an Geld, aber auch mit gutem Geschmack, einem ausgeprägten Sinn für Ordnung und Schönheit – eine Stadt für ein harmonisches und glückliches Leben.

Die beiden historisch bedingten und widersprüchlichen Gesichter Sarajevos hinterließen ihre Spuren auch in der Seele der Menschen dieser Stadt. Man trifft auf Selbstbewusstsein, Unternehmergeist, den Wunsch auf ein möglichst erfülltes Leben sowie einen offenen Blick, doch über all dem weht der Schleier der Melancholie, der Hauch einer unbestimmten Beklemmung und einer historisch gewachsenen Vorsicht gegenüber dem Leben und all dem, was das Leben mit sich bringt.

Das ist eine Stadt. Dieser Eindruck stellt sich uns unausweichlich ein, sobald wir eine der Anhöhen erklimmen, die – umgeben von alten Befestigungsanlagen – die Stadt Sarajevo überragen und einengen.

Entlang der Anhöhen erstrecken sich die steilen und in Liedern besungenen Obstgärten der Stadt, zwischen denen sich, wie kleine weiße Schneelawinen, die Grabsteine auf den zahlreichen und so charakteristischen muslimischen Friedhöfen zu Boden neigen. Diese Friedhöfe haben so gar nichts von der finsternen Trauer und Schauerhaftigkeit christlicher Ruhestätten. Denn im Unterschied zu einem christlichen ist ein muslimischer Friedhof wahrlich kein bedrückender Ort am Rande einer Ansiedlung, sondern vielmehr ein integraler Bestandteil des lebendigen Bildes einer Stadt; auf ihm und um ihn vermag der Tod das Leben nicht zu verfinstern, wie auch das Leben den Tod nicht profaniert.

Vor unseren Augen versinkt das alte Sarajevo zusehends in der bläulichen Abenddämmerung, und es verdunkeln sich die Bauwerke aller Zeiten und Stile – die alten und neuen Kirchen, die Synagogen und zahlreichen Moscheen, neben denen, schlank und rank wie Minarette, Apfelbäume wachsen. Eine Stadt der Rebellionen und Kriege, des Geldes und der dünnen Jahre, der grassierenden Seuchen und zerstörerischen Feuersbrünste, eine Stadt geschickter Menschen, die das Leben zu lieben wussten, obwohl sie es mit all seinen Gesichtern und Kehrseiten kannten.

Und zu welcher Tageszeit und von welcher Anhöhe Sie auch immer einen Blick auf Sarajevo werfen, wird sich Ihrer stets und unvermeidlich der gleiche Gedanke bemächtigen: Das ist eine Stadt. Eine Stadt, die sich verzehrt und stirbt und zur gleichen Zeit geboren wird, heranwächst und sich entwickelt.

* Bei diesem Gedanken ertönte vom anderen Ufer der Miljacka her Glockengeläut; zuerst eine kleine Glocke, sodann eine zweite, größere, mit dunklem und fröhlichem Klang. Zur gleichen Zeit vernahm man die Stimme eines Muezzins, anfangs von einem Minarett, dann von einem zweiten und einem dritten. Es folgten in der Ferne noch einige weitere Glocken. Es war Nachmittag. Die sommerliche Luft begann zu vibrieren, und alles fügte sich zu einer Art strömender, in Richtung Himmel strebender Flut zusammen. Ich schickte diesem Strom meinen Blick hinterher, und im Verband mit einem Gebet entspann sich mir ein Gedanke – schwer und zur Gänze erfüllt vom irdischen Leid. Und wie von selbst begann sich ein unbekanntes und mit Worten unaussprechbares Gebet seinen Weg himmelwärts zu bahnen:

Mein Herr, der Du über den Welten stehst, herrscht und allwissend bist; wir bitten Dich, wende Deinen Blick auf dieses gebirgige Land Bosnien und auf uns, die wir aus seinem Boden entstanden sind und dessen Brot wir essen. Gib uns jenes, worum wir Dich Tag und Nacht und

jeder auf seine Art bitten: Sende Frieden in unsere Herzen und Einheit in die Städte. Lass es nicht mehr zu, dass ein Fremder Böses über uns bringt. Wir haben genug vom Blut und vom Feuer des Krieges. Wir sehen uns nach dem Brot des Friedens.

* Fragment aus dem Prosatext U ULICI DANILA ILIĆA [In der Straße des Danilo Ilić]

Das Hohelied der Liebe

Mittlerweile sind mehr als neunundzwanzig Jahrhunderte vergangen, seitdem das so überaus bekannte Hohelied der Liebe, auch Salomons Lied genannt, laut einhelliger Meinung seit jeher verstanden wird als lebendige Quelle einer allerartesten Poesie, als reinste Idylle, in der die Erinnerungen und Bilder ländlicher Leidenschaften mit wahrheitsgetreuestem Pinsel abgebildet werden; als kleines Drama, in dem uns – um es richtig auszudrücken – Charaktere, Gedanken, Sitten, Gepflogenheiten und sogar Gesichtszüge, aus denen das Leben spricht, sichtbar und zum Teil der Seele werden, mit einer derart meisterhaften Kunst mithilfe von Begriffen, die, auch wenn sie manchmal in Hyperbeln oder Allegorien gekleidet, dennoch stets erfüllt sind von zarter Schönheit, anmutiger Einfachheit und sanftesten Gefühls für jeden, der schweigend die Schönheit und Kraft biblischer Verse verspürt und für jeden, der liebt, um mit Gedanken die raue Schale zu durchdringen, damit er – um es richtig auszudrücken – unvermittelt auf jene erhabenen Begriffe trifft, der wie Perlen in einer Schale verborgen sind.

Und wäre es nun unsere Aufgabe, diesem Lied einen anderen Titel zu verleihen, so könnten wir nichts Schöneres ersinnen als: alle Möglichkeiten der Schönheit und Triumph der Liebe.

Die Liebe in ihren unwiderstehlichsten Formen ist in der Tat das Fundament des Hoheliedes der Liebe: Es ist dies nicht eine niedrige Liebe, sondern genau die Liebe, die – wie sich einer ihrer ältesten Deuter äußerte – mit Wagemut erfüllt und Opfer fordert, die lieber freie Armut hat als sklavischen Reichtum, die uns zu unbezwingbarer Verachtung von all jenem ermuntert, was Verrücktheit, Lüge oder Niederträchtigkeit ist.

Wer jedoch unser Lied der Unmoral bezichtigt, und dies beharrlich, ohne es gelesen zu haben, oder es nur mit den Augen las und dem Geiste der Sexualität verhaftet; wer es als bloß erotisch und zum Hirtenlied erklärte, der hat es, wenn schon gar nicht, so nur zu einem verschwindend kleinen Teil verstanden; wer es schließlich gar wagt, es mit einem Disput über den Stein der Weisen zu behaften, hat sich schlimmer als in tobender Träumerei verhalten.

Das Lied ist, möge man dies nun oder nicht, von moralischer Natur, und die Moralität, von der es durchdrungen ist, bricht vor allem in jenem güldenen, von Sulamith ausgesprochenem Satz hervor, der lautet: „Auch mächtige Wasser können die Liebe nicht löschen, auch Ströme

schwimmen sie nicht weg; Böte einer für die Liebe den ganzen Reichtum seines Hauses, nur verachten würde man ihn“.

Von allen Schöpfungen des menschlichen Geistes gab womöglich keine andere so viel Anlass zu Kopfzerbrechen und Beschäftigung mit ihr, und das Sinnen über wohl kaum irgendetwas anderes brachte eine so große Zahl an frühzeitlichen und gegenwärtigen Deutern hervor wie dieses kurze, erhabene Lied.

Denn wer es frei jeglicher Vorurteile liest, kann nicht anders als sich zu wundern: Wie konnte es uns von Generation zu Generation weitergegeben werden, und dies aus dem Alten Testament, das eine Sammlung von Schriften ist, die einzig einem Zwecke dienen – religiöse und moralische Erziehung zu betreiben; wie konnte sich unter diesen Schriften ein Buch befinden, das zumindest angesichts seines literarischen Ausdrucks einzig von der Liebe zwischen Mann und Frau erzählt? Und das ist noch nicht alles: Über die Liebe kann in Phrasen gesprochen werden, die ihre ideale Seite darstellen, aber im Hohelied der Liebe werden Ausdrücke gebraucht, die sich einzig auf die körperliche Liebe beziehen. Bereits zu Beginn lässt sich die Sehnsucht nach Küssen des Liebhabers erkennen, und anhand des hebräischen Textes und der Übersetzung Septuaginta (LXX) geht zweifelsfrei hervor, dass eine Frau spricht. Und diese seufzt, als sie sich in der Umarmung ihres Freundes wähnt, geradezu verzückt und ohne die geringste Rücksichtnahme auf: „Seine Linke liegt unter meinem Kopf, seine Rechte umfängt mich“. Sie ruft ihn herbei, sich mit ihr zu treffen und verspricht ihm ihre Liebe; zweimal teilt sie ihm mit, dass sie ihn mit sich in ihr Haus nimmt, ins Zimmer ihrer Mutter. Eine physische Beschreibung, die ergänzend von beiden Liebenden getätigt wird, damit sie ihre körperliche Schönheit erhöhen, wobei es zu unverhältnismäßig wagemutigen Einzelheiten kommt.

Die erste Schwierigkeit für eine Person, die das Hohelied der Liebe als Teil des Alten Testaments liest, liegt nun darin, erfahren zu können: Wie konnte es einen Platz in einer Sammlung heiliger Bücher finden?

Bereits seit frühesten Zeiten trafen auf diese Fragestellung hebräische Gelehrte, deren Weisheiten und Gedanken den Talmud begründeten, als sie über die Zusammensetzung des biblischen Kanons berieten. Es sieht so aus, dass eine Debatte zwischen den damaligen beiden Schulen Schammai und Hillel stattfand, die bis zum Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts andauerte, in dem Akiba mit seinem berühmten Urteil ein für alle Mal den gordischen Knoten durchtrennte: „Alle Schriften des Alten Testaments sind heilig, doch das Hohelied der

Liebe ist das allerheiligste“. Und dieser Meinung schlossen sich in allgemeiner Zustimmung auch alle anderen hebräischen Gelehrten an, die sodann ein neues Urteil trafen. Der Name Salomos im Hohelied der Liebe ist heilig, denn es ist nicht der Name des Königs Salomon, sondern er bezieht sich auf den göttlichen König, dem die Welt gehört. Damit betrieben sie nichts anderes als ein theologisches Wortspiel mit Shalom, was Frieden bedeutet, und dem Namen Shalome mit der Bedeutung friedliebend, wie an einer Stelle auch in der Vulgata vermerkt. Und mit der Zeit entwickelte sich eine derartige Hochachtung und Verehrung gegenüber der Heiligkeit des Liedes, dass es als schwere Sünde erachtet wurde, wenn es nur aus Vergnügen gesungen wurde. Es war dies, wie Castelli bemerkte, die erste Keimzelle allegorischer Erklärungen, die im Laufe der Jahrhunderte einzige Gültigkeit erlangten und als Wahrheit erachtet wurden.

Im jüdischen Glauben trat eine besondere Allegorie in den Vordergrund, die als historisch-theologische bezeichnet werden könnte und besagt, dass im Hohelied der Liebe um jeden Preis Gottes Liebe gegenüber dem israelischen Volk symbolisiert werden wollte. Diese Auslegung, die da und dort verstreut auch im Talmud und in den ältesten Midrash-Schriften anzutreffen ist, wurde in einem gesonderten Midrash und in einer aramäischen Paraphrase gesammelt, die keine freie Übersetzung dieses Buches darstellt, sondern eine ausführliche allegorische Auslegung.

Unsere Ausführungen würden zu weit führen, wenn wir an dieser Stelle speziell bei den Allegorien verharren, die in das Hohelied der Liebe gelegt wurden, seitdem die Juden in Spanien in Beziehungen mit den Arabern eintraten und von diesen die Philosophie des Aristoteles erlernten; sie sahen im Lied eine symbolisierte Verbindung der Seele mit dem aktiven Geist Averoes', was auf jüdischer Seite in der umfassenden Betätigung Saalfels in „Das Hohelied bei den jüdischen Erklärern des Mittelalters“ im „Magazin für die Wissenschaft des Judenthums“ von A. Berliner und D. Hoffmann, 1878–1879 seinen Niederschlag fand.

Begeben wir uns allmählich in Richtung der neueren Auslegungen, die sich bis in unsere Zeit erhielten, als einige die Meinung vertraten, dass im Lied die ideale Liebe Salomons mit der Weisheit symbolisiert werde. Man könnte auch jene Deuter aus den Reihen jüdischer Doktoren aufzählen, die im Lied die symbolisierte Liebe Gottes gegenüber dem jüdischen Volke sehen, womit wir uns der Auslegung kirchlicher Dokto-

ren (Gelehrter) annähern, die im Lied die Verbindung und mystische Hochzeit Christi mit der Kirche feiern.

Dabei erhebt sich jedoch die Frage, wer nun diese Unzahl an Debatten aufzulösen im Stande ist: Kann es sein, ist es sinnreich, das Hohelied der Liebe irgendeiner allegorischen Lösung zuzuführen?

Es steht außer Zweifel, dass einige Literaturtypen im allegorischen Sinne aufzufassen sind. Offensichtlich ist, wie manche, wenn auch nicht allzu viele, anmerken, dass das Alte Testament in diesem Lichte zu sehen ist. Doch man muss betonen, dass in diesem Falle die allegorische Bedeutung aus dem Inhalt selbst hervorsticht.

Dauerhaft ist die allegorische Bedeutung des II. und III. Buch Mose, in dem die Rede von der Erbsünde ist. Doch ist diese allegorische Bedeutung auf den ersten Blick erkennbar: Denn von Natur aus haben Schlangen niemals gesprochen, und es lag auch nicht in der Natur von Stämmen, dass ihnen von Früchten die Erkenntnis über Gut und Böse und das Leben gegeben wird: Daraus geht logisch hervor, dass die Schlange und der Baum nichts anderes als eine Allegorie und ein Symbol sind.

Genauso wie es allegorisch und symbolisch ist, wenn der Prophet Hosea über die Hure und über die Söhne berichtet, die diese gebar, denn der Prophet selbst gibt eine Glaubensapplikation auf die hebräische Welt ab, in der Hoffnung, dass sie zum Glauben an Jahwe (Jehova) zurückfindet. Allegorisch sind die Kapitel XVI und XXIII bei Ezechiel, weil uns im ersten Jerusalem in Form einer unehrenhaften und unzüchtigen Frau vorgestellt wird, worauf im zweiten Samaria als Bild zweier Schwestern folgt, die, beide Dirnen, die Namen Ohola und Oholiba tragen. Doch wird uns diese Allegorie vom Propheten selbst erklärt.

Und generell treffen wir auf mehrere Stellen im Alten Testament, an denen der Bund des israelischen Volkes mit Gott bald als Metapher und bald als Allegorie dargestellt wird, als Bund einer Frau mit ihrem Geliebten oder Verlobten. Aber dieser metaphorische oder allegorische Sinn wird stets klar erläutert oder geht zumindest zweifellos hervor. Es liegt sogar allgemein im Stile hebräischer Propheten und Dichter, mit eigenen Worten all jenes zu wiederholen, was zuvor als Metapher oder Allegorie zum Ausdruck gebracht wurde.

Nehmen wir etwa ein wahres Musterbeispiel prophetischen Stils, nämlich die ersten sieben Strophen des V. Kapitels von Jesaja. Die Allegorie von einem fruchtbaren Weinberg, der vom Weinbauern mit gro-

ßem Fleiß und viel Geschick bearbeitet wird, damit er ihm reiche und gute Ernte bringen möge. Doch ist der Weinberg verlassen und verwüstet. Gerade durch das zarte Geschick des Künstlers spinnt sich diese Allegorie bis einschließlich der sechsten Strophe fort. Später erst, beim Lesen der siebenten Strophe, eröffnet sich uns der Grund: „Der Weinberg des Herrn (Jahwes) der Heere ist das Haus Israel“.

Mit dem Hohelied der Liebe sind wir weit von derartigen Formen von Allegorien entfernt. Sollte es aus irgendeinem Grund eine allegorische oder symbolische Absicht des Autors des Liedes gegeben haben, so hätte er, ohne jeden Zweifel, alles daran gesetzt, dass diese dem Leser verborgen bleibt. So jedoch ist für jedermann, der vorurteilsfrei liest, klar, dass diese Absicht nicht den Vorhaben des Autors entsprach.

Denn wer wäre eigentlich ein allegorisches Symbol für das hebräische Volk laut einem Deuter des Talmuds? Wer wäre das Symbol der Kirche nach christlicher Auffassung? Die Frau, die wir der Kürze wegen Sulamith (Shulammit) nennen wollen, so wie sie an einer Stelle im Lied genannt wird, teilt mit, dass sie geliebt werden wolle und sehnt sich nach der Umarmung ihres Geliebten; sie spricht davon, wie sie in der Nacht der Gedanke an ihn quält, das sie nachts aufsteht und ihn in der Stadt sucht; sie ruft nach ihm, dass er mit ihr aus Feld und in den Weinberg komme und verspricht ihm auch, dass sie ihm dort ihre Lieben erweisen werde; sie beschreibt die körperliche Schönheit ihres Geliebten, der niemand anderer als Jahwe oder Christus war; sie beschreibt ihren Mutterleib und ihre Beine. Dies wäre meiner Meinung nach eine derartige Gottlosigkeit, dass man erst gar nicht weiter darüber nachdenken müsste.

Wer wäre nun das Symbol Jahwes oder Christi? Der Mann, den Sulamith liebt, ist auch ihr Geliebter. Aber wer wäre er dem Lied nach? Vielleicht König Salomo, der nur deshalb genannt wird, um einen Vergleich herstellen zu können oder um seine glanzvolle Weisheit oder seinen ertragreichen Weinberg zu erwähnen? Oder eher ein Hirte, der stets als geliebter Geliebter erscheint? Ehe wir dies gesondert erfragen – für immer und ewig, wenn Jahwe oder Christus als Geliebter symbolisiert würden, käme es weder zu einem Anwachsen der Hüften noch zu einer Vergrößerung der Brüste des israelischen Volkes oder der Kirche; auch in den eifrigsten Ausdrücken käme es nicht zur Schilderung der allkörperlichsten Wünsche, und man könnte sie sich auch nicht in Gestalt eines Liebhabers vorstellen, der nur nach den körperlichen Schönheiten seiner Geliebten begiert. Denn auf welche Weise würde man zu verstehen geben, dass Jahwe oder Christus, auch in der allegorischen Form

eines Liebhabers, zu einer Frau sprechen – möge diese auch das Symbol des hebräischen Volkes oder der Kirche sein: „Wende deine Augen von mir ab, denn sie verwirren mich?“ In allegorischem Sinne: Welche Bedeutung könnten diese und ähnliche Aussagen besitzen?

Deshalb muss beim Hohelied der Liebe die Methode allegorischen Deutens gänzlich verlassen werden; wenn wir es richtig verstehen wollen, haben wir uns dem literarischen Anspruch zuzuwenden. Auf diesem Wege begegnen uns keinerlei Schwierigkeiten, seinen Sinn zu verstehen, und dies buchstäblich. Wir haben keine Schwierigkeiten, uns klar zu machen, dass es als solches in den Kanon der heiligen Bücher aufgenommen wurde. Und sollte es nach der Ansicht des Verfassers keine religiöse Schrift gewesen sein, so war es – wie wir sehen werden – weder eine unmoralische noch eine erotische Erzählung. Es war dies ein Lied der menschlichen Literatur, in der das Gefühl der Liebe zum Ausdruck kommt. Und hätten sich Theologen nicht die allegorische Deutungsweise ausgedacht, so wäre das Lied vielleicht spurlos verschwunden.

Bilder

Beim Verlassen des alten Städtchens bemerkte ich am rechten Rand des Weges eine kleine, verlassene Kirche. Als sehr altes Bauwerk – sogar zu alt, um noch ein Baudenkmal zu sein – steht sie am Wegesrand wie eine betagte, verdorrte und einsame Schildkröte. Die Zeit nahm ihr alles, was sie zu nehmen vermochte und reduzierte sie auf ihre grundlegenden Strukturen.

Ein steinernes Treppenhaus edler Linienggebung, derart abgetreten und vom Zahn der Zeit gezeichnet, dass manche Stufe an die Schneide eines Schwertes aus einer archäologischen Grabungsstätte erinnert. Der Regen hat es ausgewaschen und die Sonne, die es in diesen Regionen nicht unterzugehen versteht, mürbe werden lassen, ausgehöhlt und verbrannt wie einen Dörrkuchen. Wie ein trockenes Herbstblatt auf einem Baum, das kurz vor seinem Abfallen steht, haben diese Treppen für immer die Farbe der Sonne angenommen.

Es ist unmöglich, an einem solchen Treppenhaus vorüberzugehen ohne stehenzubleiben und sich hinzusetzen, da der kunstvoll gehauene Stein, der so überaus alt ist und knapp vor seinem Verschwinden steht, unweigerliche Anziehungskraft ausübt.

Die Kirche ist verlassen. Schon seit langer Zeit sind sowohl ihr Erbauer als auch ihr Stifter und ihre Pfarrer von uns gegangen und dabei dieses einen endgültigen, wahren Todes verstorben, der Zeugnis für die Nachwelt hinterlässt. Einzig am Relief über dem Kirchentor kann noch der Name des Heiligen erkannt werden, dem die Kirche geweiht ist. Es ist der Erzengel Gabriel, ein Heiliger in Rüstung, mit einem Schwert in der rechten und einer Waage in der linken Hand. Aber die Zeit hat auch ihm zugesetzt. Unter den Schlägen des Windes und des Regens und der monotonen Abfolge von Tag und Nacht entledigte sich der Stein des männlichen Antlitzes des Erzengels, doch ist das Relief noch nicht gänzlich geschwunden. Geblieben sind das Schwert und die Waage, ohne Hand, die diese halten würde und so dünn, dass man sie gerade erkennen kann. So stehen diese beiden Dinge nun als unklare Symbole von Urteil und Strafe da. Sinnlose Symbole, wenn man niemanden zu verurteilen, niemanden zu bestrafen hat. Vielleicht noch ein Menschenalter, oder weniger dann werden auch die letzten Spuren des Reliefs verschwunden sein, und die große Tafel über dem Tor wird jenen Zweck erfüllen, nach dem das ganze Innere dieses Steines über Jahrhunderte hinweg strebte: wieder das zu sein, was es früher war – ein Stein unter Steinen.

Direkt neben dem Kirchentor steht ein ebenso alter Sarkophag. Es hat den Anschein, als ob die Zeit beschlossen hätte, ihn zu Staub zerfallen zu lassen. Eine mühevoll und langwierige Arbeit, aber nicht undurchführbar. Alles, was einst am Sarkophag eingraviert und eingemeißelt war, hat Form und Bedeutung verloren. Einige Bäume, stilisierte Blumen, Menschen- und Tierbilder und die ausgebrochenen Buchstaben einer bereits gänzlich unleserlichen Aufschrift – all dies ist zu einer Einheit geworden, durcheinander gekommen und hat sich zu einem neuen und unverständlichen Dekor von Buchstaben, Bildern und Ornamenten vermengt, so wie auch menschliche Stimmen verschwimmen und sich verlieren, wenn eine große Zahl von Leuten gleichzeitig spricht. Ein so alter Sarkophag, so ganz verloren, sagt alles auf einmal und vermag dabei nur mitzuteilen, sich nicht ausdrücken zu können.

Während ich auf der letzten Treppe sitze, die schon bald ihr Recht auf diese Bezeichnung verlieren wird, angelehnt an den leeren Sarkophag, der seinen Zweck aufgegeben und vergessen hat, denke ich an das Schicksal menschlicher Handwerkereien und Formen.

Geboren mit der Seele eines Bilderstürmers, als jemand, der Bilder schon immer als einen Widerspruch zu Sinn und Geist unseres Lebens, also als etwas Sündiges und Unzulässiges empfand, so bin ich ihnen gleichzeitig tief und unheilbar verfallen. Diese Liebe für gemeißelte und gemalte Bilder geht in mir eine Symbiose mit dem angeborenen Wesen eines Bilderstürmers ein. Und wie bei einer stets unruhigen Waage trägt manchmal die eine, manchmal die andere der beiden Sympathien den Sieg davon. Zumal sich mir ja auch die Welt in zwei unterschiedlichen und gegensätzlichen Aspekten offenbart.

Zu dieser Zeit und an diesem Ort obsiegt in mir der Bilderverehrer – möglicherweise vielleicht gerade deshalb, weil ich die Bilder mit den Augen betrachte und dazu unter den Fingern ihre Zerbrechlichkeit und Vergänglichkeit spüre. Sie ziehen meine ganze Aufmerksamkeit auf sich und tragen sie hinfert. Und alles, was ich auf diesem Wege antreffe, bestätigt mich in meinem Gedanken über den Vorteil der bildlichen Darstellung, und alles gereicht zu Ehren und zur Verteidigung der stummen Farbe und des schweigenden Antlitzes.

Angst ergreift mich, dass ich in den Verzierungen auf dem Stein nicht ein Wort wie etwa Schlange entdecke und dass das Relief nicht anders spricht als die Antlitze. Denn, die Farbe verlässt uns, die Kontur verblasst, ja, aber das Wort – es lügt.

In blitzartiger Verkürzung sehe ich die Geschichte des menschlichen Strebens nach Ausdruck. Ich sehe das unschuldige, friedliche Königreich der ersten Bilder, wo für jedes Bild ein besonderer Wille und eine neue Anstrengung vonnöten war, wo jedes der geschaffenen Bilder nur das aussagte, was es war und sein wollte, unbefleckt und frei von unzähligen und trügerischen Assoziationen, die später sehr wohl menschliches Gefühl und Denken bereicherten, deshalb aber auch auf quälende und ausweglose Irrwege führten. Und ich sehe sogleich auch die ursprüngliche Hinterlist der Menschheit – eine Hinterlist, deren erstes und größtes Opfer der Mensch selbst wurde, indem er danach strebt, das Bild gefangen zu setzen, es unterzuordnen und zu vereinfachen, wie er auch die anderen Kräfte und Erscheinungen der Natur allmählich gefangen nahm, um mit einer begrenzten und festgelegten Zahl an Bildern, über die man leicht herrschen und verfügen kann, alle anderen Erscheinungen und all seine Gedanken, Wünsche und Bedürfnisse auszudrücken. Kurz: Bilder sollten nicht zeigen, was sie waren und bedeuteten, sondern sie sollten sprechen. Dies ist die Kreuzung, an der unser Irren und die Qual des Geistes ihren Anfang nehmen. Und ich glaube, dass diesen jähren und tiefen Reaktionen, die sich in uns von Zeit zu Zeit gegenüber dem geschriebenen Worte regen, das tiefe menschliche Streben nach dem verlorenen Paradies des freien Betrachtens und der reinen namenlosen Bilder zu Grunde liegt. Denn Sinn und Zweckmäßigkeit haben schon lange von den Bildern Besitz ergriffen, sie unserem Denken und Willen untergeordnet und sie auf jene Wege geführt, die länger und mühseliger sind als es unsere Kraft und Geduld ertragen.

Das jetzt ist so ein Moment. Beim Blick von diesen erleuchteten Treppen scheint es mir, dass nur jenes Wort besteht, das „zum Körper geworden ist“, denn einzig für dieses stehen die vereinten menschlichen Kräfte und die Logik der Materie ein, wogegen mir ein nichtverkörpertes Wort nur ein leeres und trügerisches Geräusch zu sein erscheint, dem es noch nicht gelungen ist, sich von den Ketten des uns umgebenden Chaos zu befreien.

Auf der Waage, auf der in mir ewig der Bilderstürmer und der Bilderverehrer kämpfen, hat sich eindeutig die Seite des Bilderverehrer durchgesetzt. Und vor dieser Kirche, in der keine Worte der Liturgie und des Gesanges mehr ertönen, weil sie am Ende ihrer Kräfte ist und weil sie angesichts der Unvergänglichkeit dessen, wozu sie dienen sollte, in die Knie gegangen ist, verneige ich mich unsichtbar vor diesen Bildern.

Die Frau aus Elfenbein

Mir erzählte davon ein Freund: Ich habe sie bei einem über alle Maßen unterwürfigen Chinesen gekauft, der wie ein Vogel zu trillern wusste. Ich erinnere mich gut, es wurde gerade dämmrig. Mir wurde bewusst, dass heute der siebente Monat angebrochen war, seitdem ich in dieser stickigen Stadt lebte, alleine und unzufrieden, und ich eilte nachhause, um so schnell wie möglich von der Straße wegzukommen, in der im Herbstnebel ständig ein Gedanke wiederkehrte: dass alle diese Menschen eines Tages Skelette sein werden. Aber die unendlichen Wogen der Massen lärmten und verlangsamten meinen Schritt.

So erging es mir jeden Tag; ich empfand Unzufriedenheit wie sie junge Menschen empfinden, die früh nachhause gehen müssen. Aber an diesem Abend schien ich irgendwie glücklicher zu sein, ganz so, als ob meine Einsamkeit kleiner gewesen wäre. In der rechten Tasche trug ich die Frau aus Elfenbein.

Als ich nachhause kam, war das Feuer bereits ausgegangen; das Zimmer stank nach Kohle. Vergeblich läutete und rief ich nach der Dienerschaft. Einer dieser Abende, an dem alles schwer fällt und nichts so ist, wie es sein soll. Die Orangen saftlos; das Dienstmädchen hat vergessen, das Wasser nachzugießen. Dann erinnerte ich mich an die Frau in der Tasche. Ich zog sie heraus und stellte sie unter der Lampe auf den Tisch. Die Schatten fielen schön. Ihre Schultern und Wangen glänzten. Es sah aus, als würde sie lachen. Sie war meisterhaft modelliert, wie alle diese Götter, Drachen und Affen, die die Chinesen verkaufen. Mir schien, als würden meine Einsamkeit und meine griesgrämige Laune vergehen.

Im Bett lesend blickte ich von Zeit zu Zeit auf sie, wie sie dastand, ein kleines, helles und ebenmäßiges Ding im runden Lichtschein unter der Lampe. Ich habe lange gelesen, bis mir schließlich das Buch schwer wurde, die Zeilen zerfielen und miteinander verschwammen. Es schien mir, dass ich das Fallen des Buches gehört hatte, und ich dachte, das Licht ausmachen zu müssen, aber ich war zu müde, und alles erschien mir mühsam und ferne. Und sodann geschah etwas, was meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Aus einem grauen Lichtschein wuchs eine kleine Frau aus Elfenbein hervor und kam näher, immer größer und näher, bis sie schließlich neben mir auf dem Bett saß, lächelnd und ohne Gruß, als ob sie kurz zuvor noch da gewesen, einen Moment nur weggegangen und nun wieder zurückgekehrt wäre.

Meine Verwunderung war kleiner, als sie eigentlich hätte sein müssen. Ich richtete mich nur ein wenig auf dem Polster auf. Und die Frau begann mit gleichbleibendem Lächeln zu sprechen.

„Ich wusste, dass es so kommen musste. Alles ist vorherbestimmt. Und was wären Sie denn ohne mich?“

Ich wollte meiner Fassungslosigkeit gerade Ausdruck verleihen.

„Oh mein Gott“, sagte die Frau, „wie sehr waren wir getrennt, niemals ein Wort, das Herz jedoch erfüllt; aber während des langen Wartens habe ich immer geglaubt und gewusst, dass wir uns treffen werden und Sie für mich und ich für Sie geschaffen bin.“

„Aber ...“

„Nein, sagen Sie nichts; Ihr Herz war verbittert.“ „Wie konnten Sie nur so lange zögern ...“

„Aber ...“

„Aber jetzt ist alles gut.“ „Von nun an ist uns alles gemeinsam; das Leben, die Arbeit und der Tod; jetzt und in Ewigkeit!“

„Aber ...“

Doch die Frau begann immer eindringlicher zu sprechen.

„Ja, von jetzt an werden wir gemeinsam leben, schaffen, leiden.“

In Verwirrung und Betroffenheit, die bereits in Verzweiflung überzugehen begann, rief ich beinahe laut aus, woran ich am allerwenigsten gedacht habe.

„Aber Sie sind ja aus Elfenbein!“

„W-a-a-a-s bin i-i-i-ch?“

Und die Frau begann zu toben und zu zürnen, dass es einer wilden Szene und einem Skandal glich.

„Woraus bin i-i-i-ch?“

„Aus Elfen..., also, aus ...“

Sie schrie wie am Spieß. Ich richtete mich höher auf, sodass ich mich halb in sitzender Position befand. Nach dem ersten Schrei folgte ein Stöhnen.

„Ach, ach, wie sehr hat Sie doch die Welt verdorben, wie sind Sie doch abgestumpft! Ach, Sie können keine Liebe und Güte erkennen, Sie können niemanden glücklich machen.“

Ich nickte mit dem Kopf, um zu zeigen, dass ich Recht hatte und damit dieser unerwartete Angriff auf mich enden möge, aber sie sah mich nicht einmal an, sondern fuhr aufgeregt fort.

„Gerade deshalb kann ich Sie nicht alleine lassen; ich muss mich aufopfern und an Ihrer Seite bleiben, weil es Ihnen derart schlecht geht, Sie sind krank, aber ich werde Sie wie eine Mutter pflegen, wie eine Schwester, auf ewiglich ...“

Nun konnte ich gut sehen, dass es keine Rettung und keine Hilfe gab. Und es überkam mich ein derartiges Grauen, wie ich es bislang nur aus seltenen schlimmen Träumen kannte. Denn ich wusste, wie sehr wir gegen menschliche Dummheit und Egoismus hilflos sind, wenn diese eine ergreifende und erhöhte Gestalt annehmen. Ich richtete mich auf und beschloss, dieses Elend mit allen Kräften von mir fortzujagen. Aber sie sprach so schnell und so viel, dass ich mich nicht mehr zurecht fand; wann immer ich zum wiederholten Male das Wort „Ewigkeit“ und „ewig bleiben“ vernahm, tat sich vor mir ein dunkler Abgrund auf, sodass ich vor Grauen erstarrte und erneut die Sprache verlor. Ich dachte sogar daran, sie wegzujagen, aber meine Arme und Beine waren wie gefesselt. Irgendwie kam ich dann aber doch zu Wort.

Ich sprach wie ein Mensch, der um sein Leben kämpft. Ich sagte ihr mit Unterbrechungen, dass sie aus Elfenbein sei, eine Puppe, dass ich sie um mein ehrlich verdientes Geld gekauft hätte und sie mir nun im Nacken sitzen würde, ich machte mich lustig über sie, dass sie lächerlich, nicht von hier und eine Chinesin sei. Endlich brachte ich lautstark das hervor, was mir auf der Zunge lag.

„Sie sind aus heiterem Himmel in meinem Haus erschienen und haben ihre Gefühle abgeladen! An mir wollen Sie nun gute Dinge verrichten! Mit mir wollen Sie ihre alberne Ewigkeit teilen und mir bei der Arbeit helfen, die ich ohnehin alleine kaum bewältige?! Verschwinden Sie sofort! Hinaus!“

Ich kann mich nicht mehr erinnern, was ich ihr alles in meiner Angst gesagt habe, und nach dem letzten Gedanken, mit dem ich sie so sehr beleidigt habe, hätte ich erwartet, dass sie gehen würde. Aber sie nickte nur bedauernd mit dem Kopf und rührte sich nicht.

Ich versuchte vom Bett zu kriechen, aber auf einmal bemerkte ich, wie sich die Frau neben mir ausbreitete. Ich rückte immer näher an die Wand, und wenn sie mich bedrängte, zog ich mich weiter zurück. Aber die Frau nahm immer größeren Raum ein, ehe sie schließlich jegliche Form verlor und als grauer lauwarmer Rauch das Zimmer erfüllte.

Ich rannte fliehend im Haus umher, aber der Rauch ergriff letztendlich Besitz vom Haus und von allen Straßen, und als ich irr vor Angst und außer Atem vom Laufen Schutz an einer alten Mauer am Ende der Stadt suchte, sah ich, wie der Rauch mit furchterregender Geschwindigkeit wie Meer und Lava auf mich zukam. Zusammengekauert und hilflos erhob ich den Kopf zum Himmel, aber der Himmel war verdeckt. Über mir wie auch um mich herum waren nur dichte Wolken schweren, stickigen Rauches. Die Ewigkeit.

Als ich erkannte, dass ich mich weder wehren noch fliehen konnte, ließ ich mit der letzten verbliebenen Kraft der Verzweiflung aus ganzer Kehle einen Schrei los. Und siehe da, wie durch ein Wunder begann sich der Nebel um mich zu lüften und zurückzuweichen, und ich erblickte durch den leichten Nebel hindurch einen Kreis grünlicher Farbe. Und ich erwachte.

Noch von Angst und Ungewissheit erfüllt rieb ich mir die Augen. Mein Herz schlug mir bis zum Halse. Die Luft erschien mir schwer und stickig. Ich war über und über mit Schweiß bedeckt. Ich stand auf. Unter der Lampe, die ich auszumachen vergessen hatte, stand die kleine Frau aus Elfenbein. Schön gingen die Schatten auf sie nieder, und die beleuchteten Flächen glänzten lächelnd.

Schauer überkam mich und meine Hände zitterten noch, als ich sie anhub. Ich öffnete das Fenster. Mir schien, dass ich sie erst dann los sein würde, nachdem ich das laute Klirren beim Zerspringen in kleine Teile auf dem Granitpflaster vernommen hatte.

In der Stadt war es bereits späte Nacht, weder Sterne noch Wolken waren zu sehen, einzig feuchte Dunkelheit und furchterregende Stille umgaben mich. Ich holte aus und warf die Frau mit aller Kraft auf die Straße hinunter; dann hielt ich inne und lauschte, um das Aufschlagen und Zerspringen zu hören. Ich wartete, vernahm aber nur meinen dumpfen Herzschlag und auch meinen kurzen, schnellen und gleichmäßigen Atem, nicht jedoch den Aufschlag auf Stein und das Zerspringen der Frau aus Elfenbein. Erneut durchlief mich ein Zittern. Ich wartete, aber nichts geschah. Mein Kopfhaar glich Eis und schmerzte. Ich blickte auf die ruhige Lampe und die finstere Straße. Wohin ist sie geflogen? Ist das etwa ein Spuk, ein unsichtbares Spiel? Das dachte ich nur einen kurzen Augenblick, denn mir wurde wieder klar und deutlich die alte Erkenntnis bewusst, dass es keine Gespenster gibt und dass alles, was mit uns geschieht, die eine und einzige Realität darstellt.

Starr vor Angst schloss ich das Fenster, setzte mich zur Lampe und neigte meinen Kopf mit dem Gedanken zur Seite, dass ich sie gewiss noch einmal irgendwo treffen würde.

Glaube mir, auch heute noch zittere ich vor diesem Teufelsding in jener Nacht.

Ein Tag in Rom

In jener Zeit, als sich die Unsrigen über die ganze Welt zu zerstreuen begannen, begab sich auch Nikola Kriletić, ein freiwilliger Unterleutnant aus Mostar, in die Welt hinaus. Mit einer schweren Verwundung am Knie, die nur langsam heilte, und mit üppigen Auszeichnungen auf der Brust, die er nur an Feiertagen trug, hielt er sich als Freiwilliger und Kurrier in den meisten europäischen Hauptstädten auf.

Und nirgendwo, so sagte er, habe er sich über irgendetwas gewundert.

Seine Urteile über Länder und Städte waren fesselnd und streng, dabei aber stets kurz. Am kürzesten hatte er sich in Rom aufgehalten.

„Ich bin durch und durch ein unbewaffneter Hajduke!“

Gründe pflegte er dabei für gewöhnlich nicht anzuführen. In der Tat hatte er in Rom nur einen Tag zugebracht und war bereits im Morgenrauen des nächsten Tages nach Korfu gereist.

Er traf eines Abends im März ein, und weil er dem Oberst Post überbrachte, führte ihn Stanić ins Hotel. Dieser Stanić war ein dunkler und stämmiger Dalmatiner, der einst als Student der Theologie nach Serbien gegangen war und jetzt als Schreiber der Gesandtschaft und Fachmann für Flüchtlingsfragen arbeitete. Er versprach, dass er Kriletić am nächsten Tag abholen und ihm Rom zeigen würde.

Nachdem er den Zivilanzug aus dem Koffer genommen und die Hose unter die Matratze gelegt hatte, damit sie am nächsten Morgen in Form sein würde, und nachdem er den Gürtel mit dem Fach für die ersparten Münzen unter den Polster gesteckt hatte, begab sich Kriletić zu Bette und schlief sogleich ein.

Der nächste Morgen kündigte einen trüben Tag an. Kriletić hatte sich gerade rasiert und sich geräuschvoll gewaschen, als ihn Stanić abholte.

In der Via Nazionale erwischte sie der Regen. Dieser prasselte derart stark auf den Asphalt, dass die aus den Lachen aufspritzenden Wasserstrahlen einer dicht bewachsenen Blumenwiese glichen. Sie suchten beim Eingang einer Kirche Zuflucht. Dann begaben sie sich zuerst in einen Vorhof, in dem viele nasse Gummimäntel hingen, die von einem alten Mann bewacht wurden. Sie legten ihre Regenschirme ab. Langsam gingen sie in die Kirche, aus der eine mächtige Stimme zu vernehmen war. Im geräumigen Gotteshaus gab es an diesem Regentage nur wenig Licht; vom Ambo herab war laut und deutlich der vierschrötige und

kahlgeschorene presbyterianische Pastor zu vernehmen. Kriletić, der sich an die Kirchen in London erinnerte, erkannte sofort, dass das hier keine katholische war.

Der Pastor verstummte, und ein hochgewachsener Mann mit Bart und Brille nahm hinter dem Harmonium Platz, wo er seine Basstimme auf den Tasten zu begleiten begann. Die Frauen in den Bänken stimmten in den Gesang ein. Als das Lied zu Ende war, erschallte abermals die Stimme des Pastors, begleitet von ausladenden Gesten. Kriletić gähnte kurz, wandte sich zu Stanić um und fragte ihn flüsternd: „Wie viele katholische Kirchen gibt es in Rom?“

„Hunderte.“ „Und anglikanische?“

„Es mag sein, dass das hier die einzige ist.“

„Hm! Dass wir ausgerechnet hier gelandet sind.“

Der Pastor verstummte erneut, und wieder begann ein Singen, in die Länge gezogen und mit einfacher Kadenz im Refrain: Jesus Christ, my love!

Kriletić holte Luft und begann mitzusingen, anfangs leise und dann immer stärker, sodass man beim wiederkehrenden Refrain deutlich seine Basstimme vernehmen konnte. Er erinnerte sich daran, wie er im Offiziersklub in London „It is long way ...“ gesungen hatte, und es gefiel ihm, begleitet vom Harmonium und den Stimmen der Engländerinnen sich dem Gesang hinzugeben.

Plötzlich zog ihn Stanić am Mantel.

„Meine Güte, man wird uns noch unsere Regenschirme stehlen!“

Als das Lied zu Ende war und der Pastor erneut die Stimme erhob, wandte sich Kriletić Stanić zu und sagte beinahe in voller Lautstärke: „Gut, dann gehen wir.“

Und zur großen Verwunderung und Missbilligung derjenigen, die in ihrer Nähe gesessen waren, standen beide mitten im Gottesdienst auf. Als sie die Kirche verließen, stieß Kriletić nur kurz hervor: „Ach, wo ich doch nicht überall hinkomme!“

Mehr wollte er zur Kirche nicht sagen. Sie begaben sich auf die Suche nach einem Bier.

Kriletić beschloss, am Nachmittag und am Abend alleine durch die Stadt zu spazieren und sich zu vergnügen. So ließ er Stanić nach dem Mittagessen wissen: „Du brauchst nicht zu kommen.“

Schwer vom üppigen Mittagmahle und dem Bier verfiel er in einen langen Schlaf. Der Himmel wurde heller, und eine klare Abenddämme-

rung kündigte sich an, als er sich auf den Monte Pincio begab. Ein Park voller Leben. Militärmusik erschallt. Wie leicht es sich doch geht, wenn man ausgeschlafen und frisch gewaschen ist; auf den Wegen, bei denen man nicht weiß, wohin sie führen, liegt noch feuchter Sand. Die Sonne geht hinter der Kuppel des Petersdomes unter.

Kriletić schreitet vor sich hin.

Die Mädchen auf den Bänken haben ihre Beine unter den Röcken verborgen und sind beschämt ob seiner Blicke.

Auf der Terrasse stehen, angelehnt an eine steinerne Balustrade, Menschen und beobachten Rom und die untergehende Sonne. Es sind Italiener. Und Engländer mit Fotoapparaten. Ein bärtiger armenischer Bischof mit Begleitung. Paare, die sich fest an den Händen halten. Als er einen gleichgültigen Blick auf das Dächermeer, die Türme und Kuppeln wirft, erblickt Kriletić vor sich einen Baum mit ausgetriebenen Blättern und neben einem Zaun einen zur Hälfte aufgeblühten Fliederbusch. Sofort kommt ihm bei diesem Anblick das Haus seiner Kindheit in den Sinn, als er in einem hohlen Pfahl hinter dem Flieder Nickelmünzen versteckte, die er seiner Stiefmutter – einer böartigen Frau mit grünen Augen – gestohlen hatte. Er musste schmunzeln und stieß ein hablautes Lächeln hervor. Jemand blickte ihn an. Schnell stieg er den Hügel hinab.

Unten in der Stadt wird es bereits dunkel. Unzählige Menschen tummeln sich herum. Die langen Straßen beschreiben Windungen. Jede Ecke scheint ein angenehmes Ereignis zu versprechen. Der Abend verströmt einen Geruch nach Abenteuer. Von weither dringt Musik heran. („Wie in Odessa“.) Er zog die Blicke der Frauen auf sich. Hinter einer von ihnen, der ein Lächeln entkam, begibt er sich in einen Torbogen.

So durchwandert er viele Straßen, und es war bereits neun, als er auf einem kleinen Marktplatz mit einem Springbrunnen, aus dem das Wasser hoch empor schoss, eintraf, den Geruch von gebratenem Fisch vernahm und durstig und hungrig zugleich ein Restaurant aufsuchte.

Ein kleines Restaurant. Darin dicht aneinander gereihte, kleine Tische weißer Farbe. Gäste sind nur mehr wenige da. Es ist angenehm hell. Kriletić setzt sich in eine Ecke. Er versteht sich nur wenig aufs Essen und spricht den Kellner auf Serbisch an, aber der Chef, rothaarig und beflissen, überzeugt seinen ausländischen Gast, dass er ihn zufrieden stellen werde. Und in der Tat treffen wohlschmeckende Speisen ein. Nur das Kraut schickt er zurück. Der Weißwein in einer mit feinem Geflecht umzogenen Flasche mundet stark und gut.

Kriletić trinkt.

Einst hatte er einen Freund, mit dem er gemeinsam der Handelsschule verwiesen wurde, und wenn er sich dem Žilavka (dem ähnlich schmeckendem Wein aus seiner Heimat) hingab, kam es vor, dass er mitten auf der Brücke von Mostar seine Krawatte löste und „Es ist Schlafenszeit!“ rief. Tatsächlich aber war es Nachmittag, und die Menschen ringsum schmunzelten.

Kriletić raucht. Er stochert in seinen Zähnen herum und spült alles mit dem Wein hinunter. Es ist einer dieser Abende, an denen die Zigarette süß und der Wein süffig ist und man keinen anderen Wunsch außer dem einen besitzt, der von ihm ganz Besitz ergriffen hat und schon alleine als Wunsch Freude bereitet. Er atmet tief ein und bläst die Luft sodann mit aufgeblasenen Wangen aus. Einige Gäste wenden sich um. Erst jetzt bemerkt er neben sich ein Paar. Einen kahlköpfigen Mann und eine schlanke, rassige Dame. Unter dem Tisch lassen sich ihre überschlagenen Beine in schwarzen Strümpfen erkennen. Kriletić blickt auf die Beine und dann auf sie selbst. Sie rauchte und sah den Dunstwolken nach. Kriletić bestellt noch Wein. Er muss husten, die Frau sieht ihn an, und er zwinkert ihr mit dem linken Auge schelmisch zu.

Im Glauben, dass sie es entweder nicht gesehen oder nicht verstanden hat und um eindeutiger zu erscheinen bewegt Kriletić seine Augenbrauen und weist mit Kopf und Augen auf den Mann, woraufhin er ihr direkt in die – Augen blickt und ein keineswegs zweideutiges Lächeln aufsetzt. Sie zieht ihre Beine rasch zurück und dreht sich in Richtung des Mannes um, der seinen Blick auf sie gerichtet hat. Kriletić legt seinen Kopf auf die Innenseite der linken Hand, während er mit der rechten gemächlich Wein nachschenkt, wobei sein kleiner Finger nach oben hin in die Luft weist. Der Mann verlangt wütend nach der Rechnung, während die Frau nach ihrem weiten Mantel, ihrer Handtasche und dem Schirm greift. Sie verlassen das Lokal – zuerst sie, dann er. Kriletić trippelt mit einem Bein unter dem Tisch, nickt mit dem Kopf und sagt schließlich halblaut zu sich selbst: „Ja, ja, solche kennen wir auch!“

Die Ecke bleibt leer. Er ist ein wenig traurig, aber größer als die Trauer ist ein unbestimmter Wunsch in seinem Inneren. Er verlangt nach einem kleinen Happen. Sie verstehen ihn nicht, weshalb er sich erhebt und selbst vom großen Büffettisch im Nebenraum Käse und üppige kleine Kuchenstücke nimmt. Angeboten werden ihm Orangen.

„Bloß nicht, ich habe keine Kinder.“

Der Wein wird langsam stark und will in großen Schlucken getrunken werden. Der Chef des Hauses beginnt um seinen Tisch herumzuschwänzeln, ganz so, als ob er ihm etwas sagen wollte, hält sich dann

aber doch höflich und zaudernd zurück. „Man bezahlt ja für alles“, denkt Kriletić, als er sich plötzlich erinnert, nach seinem Portefeuille zu tasten. Es ist an seinem Platz. Gut.

„Der Wein bekommt Ihnen. Alle Ehre!“

Wohlmeinend gibt Kriletić jedoch zu verstehen, dass er mit etwas anderem unzufrieden sei.

Der Chef verschwindet aus seinen Augen, als er sich an den verstorbenen Tikica erinnert, mit dem er damals der Handelsschule verwiesen wurde, ebenso wie auch an die Bretterzäune im Stadtviertel, an die Tageszeit, als es – einem langen Fest gleich – ganz langsam dämmrig wurde, an eine Schauspielerin mit dem Namen Bugarska, an einige Gauner sowie an ein Lied; ein Verlangen macht sich in seiner Brust breit, steigt empor bis zur Kehle und beginnt angenehm von ihm Besitz zu ergreifen. Er vernimmt seinen Atem, der heiß und von Wein geschwängert ist.

Hast du dich ausgeschlafen, meine schöne Anđelija!

Die Stimme gefällt ihm, und auch er selbst kommt sich angenehm und leicht vor.

Erneut richtet sich der Chef vor ihm auf, als ob er ihn ermahnen wollte, verschwindet dann aber schließlich wieder wortlos.

Wie konnten seine Gedanken bloß auf Sremski Karlovci kommen? Das lag lange zurück. Sie hatten die ganze Nacht getrunken, und vor dem Morgengrauen stimmten die Mönche in das Getöse ein. Du kannst nicht, so sagten sie damals, getauft sein, wenn du aus der Herzegowina kommst und so viel trinken kannst. Er versuchte sich zu rechtfertigen, aber das Gelächter ließ dies nicht zu. Ein Professor stand ihm Pate. Ein Notar übergoss ihn am Hals mit Wein, und die Mönche sangen eine tönende Hymne und fragten ihn, ob er dem Teufel und seinen Werken entsagen würde. Später sangen sie alle gemeinsam ein schweres syrmisches Lied.

Er muss lachen, obwohl er sich an die ersten Strophen nicht mehr erinnern kann, stampft mit dem Fuß im Takt und singt mit seiner Bassstimme die letzten zwei, drei Zeilen: Mädchen, wessen bist du? Ich bin die Schwester aus Osijek, die Kaufmannstochter.

Lustig. Absolut lustig. Abermals erscheint der Chef und blickt zuerst auf die Uhr und dann auf den Gast. Kriletić wird böse. Zwar bleibt seine Fröhlichkeit erhalten, bekommt aber eine neue Form: Es machte ihm Freude, Kritik zu üben und Zank zu suchen. Jetzt erkannte er: Der rothaarige Chef erinnert ihn an einen Journalisten aus Sarajevo, mit dem er im Gasthaus von Hadži-Lelečić in heftigen Streit geraten war, weil er

Mostar und seine Bewohner verunglimpft hatte. Die Erinnerung und auch die Entfernung spielen ihm einen Streich. Alles kommt ihm nahe, bekannt und einfach vor: Was ist das doch alles gegen die Kraft, die in ihm wohnt, sich ausbreitet und sich seiner bemächtigt? Er misst seine Schultern, zuerst die eine, dann die andere.

„Eh!“, ruft Nikola aus, breitet die Arme aus, wirft sich in die Brust und ballt die Fäuste. Das Glas auf dem Tisch erzittert.

Der Chef hält sich besorgt etwas im Hintergrund auf und möchte zu verstehen geben, dass er ihm aufhelfen wolle.

„Signore ...“

Das bringt seine Erregung zum Überlaufen. Das Ausland, das er nicht begreift, versetzt ihn in unbeschreibliche Wut. Er unterbricht ihn unsanft.

„Nein! Nein! Sie sind alle die gleichen. Eine Bagage. Eine Bagage!“

„Signore ...“

Nein! Du hast mir bei Hadži-Lelečić gesagt, dass man den Tunnel auf dem Ivan-Pass zuschütten soll. Den Tunnel zuschütten, damit die Herzegowiner nicht nach Sarajevo kommen können. Eine Beleidigung! Ja! Och!

Kriletić knirscht mit den Zähnen und springt auf. Die Flasche fällt um und stürzt auf das Glas. Dann beruhigt er sich und nimmt wieder Platz.

Die späten und die letzten Gäste. Einige Kutscher und Berufstrinker versammeln sich bei der Tür und blicken auf den fremdländischen Betrunknen, wie er mit dem Chef umspringt. Sie lachen. Sie rücken näher heran. Kriletić stützt sich auf seine Ellenbogen, streckt die Beine weit weg, und in dieser halb liegenden Haltung wirft er dem Chef so manches Wort zu, wobei sich seine Augen mit Blut füllen und halb zufallen.

Der Chef wendet sich den vier Männern an der Tür zu und beklagt sich. Kriletić brummt tief und kurz.

„Raus mit euch! Du und sie.“

Der Chef bittet ihn erneut zu gehen, weil er sonst eine Strafe zahlen müsse und man das Lokal zusperren würde. Kriletić schlägt mit der Hand auf den Tisch.

„Gib mir Wein, das ist alles, was ich von dir will.“ Er zieht seine Geldtasche heraus und zeigt Francs, Dollar und Rubel.

„Je ... payer. Meine Güte, wen habe ich denn schon betrogen?“

Er bindet seinen Gürtel los und holt die verborgenen Münzen hervor, lässt sie von einer Handfläche in die andere gleiten, um abermals loszubrüllen.

„Gibt es für mich etwa keinen Wein? Und diese dort?“

Er belegt sie alle mit den schlimmsten Flüchen und lässt sie wissen, dass er heute ihre Noblesse kennengelernt habe. „Ihr putzt euch“, lässt er wissen, „mit ein und demselben Taschentuch die Nase und die Schuhe. Pfui!“

„Hey, Chef, ich will Wein, den besten und den teuersten ...“

„Je ... tout payer ...“

Er erhebt sich, um den Chef zu suchen und bahnt sich einen Weg durch die Gäste. Derer haben sich mittlerweile sieben, acht versammelt. Unter ihnen ist auch ein Kellner bei den Expresszügen. Er tritt auf Kriletić zu und versucht ihn auf Französisch zu beruhigen. Kriletić versteht ihn nicht, aber als er die Kellneruniform erblickt, erinnert er sich verschwommen an einige Belgier und ein Konzert des Roten Kreuzes in Paris, woraufhin er ihm auf die Schulter klopfte.

„Ein Belgier! Bravo! Du setzt dich zu mir, und wir trinken wie Brüder, aber die hier jagen wir hinaus. Alle! Genau so ..., wo du doch Belgi-er bist. Nur Serbien und Belgien. Und alles andere ist eine Bagage. Bagage! Nur Serbien und Belgien sind untergegangen. Möge es so sein! Nur Zigeuner gehen nicht unter! Bravo!“

Der Kellner muss verwundert lächeln. Der Chef ruft hinter dem Büffettisch etwas auf Italienisch und verspricht ihnen für den nächsten Tag eine Korbflasche Wein, wenn sie den Störenfried hinauswerfen. Kriletić steht mitten unter ihnen, einen Kopf größer als alle anderen, und drängt sie nach draußen.

„Raus mit euch, ich zahle für euch, und dann raus.“

Da springt plötzlich einer der kleinsten auf und versetzt ihm mit aller Wucht einen Schlag in den Bauch. Kriletić beginnt zu taumeln, es wird ihm schwarz vor Augen, aber er hätte das Gleichgewicht nicht verloren, wenn nicht der Expresszugskellner ihm auf den Rücken gesprungen wäre und ihn gewürgt hätte. Er bewirft sie alle mit Flüchen und spricht vom Volkslied „Miloš bei den Lateinern“. Er fällt zu Boden, und alle werfen sich auf ihn. Einzig mit der linken Hand konnte er einem noch einen Schlag auf den Scheitel versetzen, woraufhin dieser bis zum Büffettisch flog und dort die Flaschen und Gläser zum Klirren brachte. Einem biss er in die Hand. Er stöhnt, denkt an den Revolver in der Tasche und knirscht mit den Zähnen. Auf jeder seiner Hand haben sich zwei Männer

niedergelassen. Sein Hals ist zusammengepresst, das Blut schießt ihm in den Kopf. Er spürt das Schwinden der Kräfte und eine nahende Ohnmacht, aber noch einmal fährt er mit seinem ganzen Körper hoch, sodass alle über ihm zu taumeln beginnen, und dann verschwimmt alles rings um ihn herum, und es wird dunkel. Sie heben ihn hoch, öffnen die Tür und tragen ihn hinaus.

Er war gegen Mitternacht. Der kleine Platz war von Dunkelheit und dem Rauschen von Wind und Wasser erfüllt. Eine südliche Nacht ohne Sterne. Inmitten des Platzes stößt der Brunnen hoch sein Wasser in die Luft, dessen Strahlen vom Wind über das Becken hinweg getragen werden und auf dem Kopfsteinpflaster aufschlagen. Sie trugen ihn hinaus und legten ihn genau unter einem Wasserstrahl ab, der sich über seinen Kopf und seine Brust ergoss. Als er das Wasser spürte, zuckte er wie im Schläfe hoch. Die Kälte begann ihn trotz ausgeschalteten Bewusstseins heftig zu quälen. Alle gingen schnell auseinander. Am Restaurant gingen die Rolläden nach unten.

Auf dem Stein, in Počitelj

Počitelj. Es steht auf einem Bein; mit dem anderen Fuß – wenn auch nicht mit dem ganzen – hält es sich an der Erde fest. Es ist dies weder eine einfache noch eine angenehme Haltung. Und auch die Geschichte dieses sonderbaren, befestigten Dorfes, dessen ganzer Sinn eben in seiner Befestigung lag und das nur nach zweckdienlichen und äußeren Kriterien eine Ansiedlung ist, konnte keine einfache und fröhliche sein. Sechs Jahrhunderte lang eine Stadt aus Stein zu sein, im steilen, karstigen und engen Tal der Neretva, an einer schwierigen und vielerlei äußeren Einflüssen ausgesetzten Lage (im Grenzland) – das ist weder eine einfache Sache noch ein beneidenswertes Schicksal.

Schwierige Menschen müssen auch die beleibten Vögte, Wächter und Militärgouverneure gewesen sein, die im Verlaufe erst christlicher und später osmanischer Jahrhunderte im höchsten der Türme saßen, die vom Zahn der Zeit bereits seit langem angenagt und im Verfall einander ähnlich wurden, deren letzte Reste jedoch noch die gänzlich unterschiedlichen, ehemaligen Dimensionen zeigen. Es waren strenge und argwöhnische Menschen, in einem ständigen Kampf mit dem Verfall der Substanz und den unausweichlichen Schwächen des menschlichen Willens und Charakters; ihnen lag die Sorge um die Sicherheit dieser Stadt und um die Schützer der Sicherheit des Staates direkt und schwer auf dem Herzen. Nachts lauschten sie dem Fließen der launischen Neretva, die das Ufer abträgt und die Fundamente der Stadt untergräbt; sie hielten Wache, um zu sehen, ob die Festungswache wohl ihren Dienst versah, und sie fürchteten Verschwörungen, Bestechungen und Betrügereien durch die menschliche Schlitzohrigkeit, die an solchen Orten niemals schläft oder ruht und häufig all jene zugrunde richtet, die sich gänzlich der Ruhe und dem Schlaf hingeben. Wer hier leben musste, lebte in ständiger Wachsamkeit und konnte sich mit nur einem geschlossenen Auge in den Schlaf begeben.

Was müssen das für Menschen in dieser Stadt gewesen sein, die bereits vor ihrem Zerfall zu einer Ruine ebenso unmenschlich steil und asketisch dürr gewesen war? Bunt in den unterschiedlichen Epochen hinsichtlich Zahl und Zusammensetzung, Stärke und Stellenwert, Zugehörigkeit und Namen, ähnelten sie stets ihrem ständigen Kampf mit der Sehnsucht, mit entbehreungsreicher Verheimlichung, Ferne und Erwartung. Auch in den friedlichsten Zeiten muss ihr Dasein stets vom Gefühl dumpfer Gefahr und quälender Vorsicht geprägt gewesen sein, das diesen Ort entstehen ließ und für ihn als Ort der Wachsamkeit und des Wachens typisch war; stets müssen bittere Dienstausbübung und militärische

Selbstaufopferung geherrscht haben, die jedoch auch von etwas Stolz und Stärke, Bewusstsein über die Dienstpflicht und über die Größe der Aufgabe einer allzeit wachen Verteidigungsstellung aus Stein und lebenden Menschen begleitet waren.

Es muss zweifellos eine Menge an Sehnsucht, Eintönigkeit und militärischem Zuharren in Erwartung eines Konflikts und einer Gefahr gegeben haben, wobei sich das Leben zu einem einzigen monotonen Warten wandelte, das den ursprünglichen Sinn des Daseins vergessen ließ. Es gab Sehnsucht nach Bewegung und Weite, Genuss und Veränderung – schneidend und schmerzhaft wie ein Messer in lebendigem Fleisch. Doch es musste ohne Zweifel – wenn auch kurz und militärisch – Freude und Ausgelassenheit gegeben haben; etwa bei jedem Aufblitzen einer weißen Bluse von Hirtinnen auf der anderen Seite des Flusses, beim Gedanken an den bernsteingelben Wein aus Mostar mit seinem unergründlichen und stets grünlichem Widerschein, der neben Wohlgeschmack und Berausung gerade für einen islamischen Krieger auch den Zauber verbotenen und sündhaften Genusses mit sich brachte. Freude bereitete auch der Verzehr von auf der Sonnenseite gereiftem Obst, eines warmen Fladenkuchens und des unabdingbaren Kaffees, der Genuss des starken Tabaks aus Ljubuški, eines guten und treuen Kameraden in Tages- wie Nachtstunden. (Auch heute noch durchweht er, einem Geflecht aus unsichtbar feinen Nähten gleich, Fenster, Zaunlücken, wilde Reben, Feigenblätter, das verkrüppelte Holz von Granatapfelbäumen und einen Teil der im Tabakrauch erblickten Träume und Welten.)

Es muss einfach so gewesen sein, es ging gar nicht anders.

Ich setzte mich und lehnte meinen Rücken an einen glatten, ausgebrochenen Stein, dem einstmals eine Funktion in einem heute nicht mehr existierenden Gebäude zugekommen war, sei es als Fensterrahmen, Schwelle oder Türstock.

Es ist dies ein liebgewordener Ort, wie er nur selten anzutreffen ist. Hier kann man die Zeit und die ihr innewohnenden menschlichen Beziehungen erahnen. („Irdische Zeit und menschliches Schicksal“.) Zumindest scheint dies für einen Augenblick so zu sein. Und dieser Gedanke, so kurz und unvollendet er auch sein mag, ist die Anstrengung wert, solche Orte aufzusuchen und rechtfertigt deren schwere und traurige Existenz.

Im Schweiß menschlichen Angesichts wurde dieser Stein gebrochen, behauen und in Gebäude eingesetzt, die den Menschen für unterschiedliche Bedürfnisse dienen, ihrem vergänglichen Wunsch nach Schönheit entsprechen und auch weitere Aufgaben wahrzunehmen wis-

sen. Dieser Stein diente und verbrauchte sich in diesem seinem treuen Dienst langsam und unmerklich, solange ihn seine Bestimmung nicht im Stich ließ und er den Menschen und seinem ihm zgedachten Zweck zu dienen vermochte. Als Stein verblieb er jedoch an seinem Ort, und mit seinen Narben und Spuren kündet er auch heute noch von diesem Dienst – ein Dienst der solange dauern wird, bis ihm von Wasser oder Erde ein Ende gesetzt wird. (Denn ein bearbeiteter Stein kann weder etwas verbergen noch etwas vergessen.)

Und auf eben einem solchen Stein, unter dem gänzlich weiß erstrahlenden Himmel in Počitelj erscheint mir die Zeit tiefer und ferner als alle mir bekannten menschlichen Beziehungen, die wir mit der Zeit messen und die uns zu unserer oberflächlichen und künstlichen Zeitmessung dienen. In einem Moment, der mir ob seiner Kürze jedes Gefühl für Urteilsfähigkeit nimmt, erblickte ich, so scheint mir, hinter und vor uns die Jahrhunderte, die sich zum einen bereits außerhalb jeder Messbarkeit, jeder Macht und Erinnerung befinden und die zum anderen noch keine Benennung erhalten haben und auch noch nicht von Ereignissen geprägt sind. Ich sage „ich erblickte“, doch sage ich dies nur in Ermangelung von Worten, denn tatsächlich habe ich nichts gesehen, sondern bin in diesem Augenblick der Offensichtlichkeit, in dem jeder Blitz langsam und langandauernd erscheint, sogar der Blindheit anheimgefallen. Ich hätte vielleicht auch „ich erahnte“ sagen können, wenn nicht das Wort „erahnen“ derart zweideutig und von einem metaphysischen Beigeschmack erfüllt wäre, wogegen das, worüber ich hier auf dem Stein in Počitelj spreche, nichts als die nackte Realität dieses unseres einzigen und ausschließlich menschlichen Lebens ist.

Schon früher war ich nicht in der Lage, mich frei von Aufregung auf einen von menschlicher Hand bearbeiteten und durch die Jahre abgeschliffenen Stein ehemaliger Städte und Gebäude zu begeben. Von ausgebrochenen, warmen Steinen ehemaliger Bauwerke, unter einer Sonne, die immer dieselbe ist, eröffneten sich mir stets aufregende Blicke auf das Leben verstorbener Menschen und Generationen, auf ihre Bedürfnisse, Leidenschaften, auf Glauben und Irrwege, Kollisionen, auf wechselseitiges Anziehen und Abstoßen, auf das ewige Wellental des menschlichen Meeres auf der harten und undurchlässigen Erde.

Das Flimmern der nachmittäglichen Hitze auf diesem Gestein, das, bevor es zur Ruine wurde, unter den Händen verblichener Menschen und diesen zu Diensten existierte, auf diesem Bewuchs, der dieses Gestein mit stiller und doch mächtiger Kraft zersetzt, geht es für mich nicht nur um ein nacktes und stummes Spiel der Naturgewalten, sondern um die

Sprache des Lebens und das Bild dessen, was jetzt ist und was im großen und sich ändernden und stets gleichen Drama der menschlichen Existenz immer Bestand haben wird.

Eine Feige in einer Ritze der Burgmauer.

An dieser Stelle haben vor zwanzig Jahren die Kinder nach ihrem Bad in der Neretva eine Pause eingelegt und reife, weiche und süße Feigen gegessen. In der Sommerhitze bewarfen sie einander mit den Resten der angebissenen Früchte. Ein kleines Feigenstück fiel dabei in die Ritze der alten Mauer. Inzwischen ist hier ein Feigenbaum entsprungen. Lange Zeit schwebte sein junger Trieb in einem Stadium zwischen Wachstum und Untergang. Doch ein kleines Stück Erde in der Ritze, der – wenn auch nur spärliche – Regen und der leichte Tau taten das ihrige, und der Trieb überlebte. So wuchs ein verküppelter Feigenbaum heran. Niedrig, schief, wie Efeu an die Wand geklebt. Und gleichsam einem Gesetz, das für jeden Feigenbaum und für alles Lebende gilt, hat er begonnen, kleine, vereinzelt Früchte zu tragen, die niemals zur Reife gelangen werden. Auch jetzt kann ich an den oberen Zweigen einige dieser Früchte sehen, die, wie alle anderen Früchte auf dieser Welt auch, auf den Beginn des Herbstes warten. Gleich den Gesetzen der üppigen und ertragreichen Feigenbäume in guter Erde und an gedeihlichem Ort, so trägt auch dieses Bäumchen seine Früchte. Ich gehe an ihm ergriffen vorüber und registriere seine Existenz, wobei ich mich davor hüte, ihn mit einem leichtfertigen Vergleich, einer plumpen Metapher zu beleidigen.

Hinter dem steilen Uferabhang, hinter einer scharfbraunen Linie, die sich hoch am Himmel abzeichnet, lässt sich, einer Handvoll leichten, aus unsichtbarer Hand geworfenen, schwarzen Körnern gleich, ein Schwarm von dunklen Turmkrähen nieder. Nicht einmal die Vögel scheinen hier friedlich in ihren Schwärmen zu fliegen. Stumm und weich landen sie auf den Türmen, setzen sich auf die Luken und verzieren, ähnlich einer Begräbnisdekoration, die kleinen Fenster mit einem schwarzen Saum. Und vervollkommen dadurch das Szenario.

Noch leben Menschen hier. Es sind wenige, die an ein Leben in dieser verblichenen Stadt gewohnt sind. In diesen Sommertagen begibt sich alles, was gesund und arbeitsfähig ist, aus der Stadt hinaus und gibt sich der Feldarbeit hin. Dort unten, flussabwärts, neben der Neretva, liegen die sonnenbeschienenen und ertragreichen Felder, und hier stehen die alten, zwischen Ruinen verborgenen Häuser. Noch sind sie mit Hausnummern versehen. Doch kann es passieren, dass man manche der nummerierten Türen öffnet – eine nach der anderen – und anstelle von lebenden Menschen und eines wahrhaftigen Hauses eine Distel, einen

von Gras bewachsenen Hof und das Skelett eines einstigen Hauses erblickt, in dessen Fenstern man gähnender Leere begegnet. Doch kann es auch vorkommen, dass man nach dem Betätigen der Glocke aus einem verfallenen Haus plötzlich eine schwache und ältliche, weibliche Stimme vernimmt.

„Wer ist da?“

Überrascht und verwirrt lässt Ihre Antwort auf sich warten, während sich die betagte Stimme erneut meldet:

„Wer ist daaa?“

In dieser Stimme lebt das Erbe unserer Sprache fort, mit all den Färbungen und gedehnten Vokalen, wie man sie an belebteren Orten nirgendwo mehr vernehmen kann. Aus ihr kann man, so scheint es, das uralte Erbe des Misstrauens aus Festungszeiten erahnen, das seinen Zweck und die steinerne Befestigung überlebt hat und sich nun am helllichten Tage aus den verbliebenen Ruinen meldet.

„Freunde!“ – gab ich friedfertig, ohne nachzudenken und mit dem Wunsch auf ein Gespräch zur Antwort.

Beim Verlassen von Počitelj setzte ich mich nochmals auf den warmen, ausgeschlagenen Stein auf dem höchsten Punkt der Stadt.

Friedlich ist die Welt, wie ich sie in diesem Augenblick erfahre. Zahllose unvollendete Wege, Absichten und Anfänge lenkten den Blick für einen Moment auf den dunklen Weg, auf dem sich zwei Zeiger kreuzen. Friedlich und starr ist alles um mich herum: Gebäude, Pflanzen und Gegenstände, von ihren Schatten befreit, streben sie nirgendwohin und lassen jede Botschaft vermissen. In diesem Augenblick unbewussten Selbstbetruges lege ich diesen Mikrokosmos auf die ganze Welt um, gleichsam einer jener Illusionen, die für einen Moment die Wahrheit bedeuten.

In weißblauem Glühen ist jedes Zünglein an der himmlischen Waage verblichen. Weder Zeichen noch Zahlen, weder Text noch Stimme. Dieser Moment auf dem Stein inmitten von Steinen unter der im Zenit stehenden Sonne trägt keinen Namen, zeichnet sich durch nichts aus und wird nirgendwo festgehalten. Der Tag hat keinen Namen, die Zeit ändert ihre Geschwindigkeit, die Welt hat ihre Grenzen verloren. In vollendeter Harmonie sind die Waagschalen von Existierendem und Nichtexistentem zur Ruhe gekommen.

Doch schon im nächsten Augenblick lösen sich die Zeiger aus ihrer Nachmittagsstellung und trennen sich mit unsichtbar und unmessbar kleinen Bewegungen, die stärker sind als jeder Kataklysmus, und die

Welt stellt sich unseren Augen genau so dar, wie sie eben ist; alles wird beim Namen genannt und nach den hergebrachten, begrenzten, uns bekannten Dimensionen unseres Verstandes und unseres Schrittes gemessen. Alles wird zu dem, was es ist. Alles Lebendige und Nichtlebende um mich herum gewinnt wieder seine Schatten zurück, gleichsam Fußfesseln, deren Gewicht und Umfang zusehends größer werden. Alles wird als reine Bewegung existieren, auch wenn es die Bewegung selbst ist. Die Prozession setzt sich in Gang. Hinter uns verbleibt ein unaussprechlicher und über jedes Maß erhabener Augenblick namenloser Größe und trügerischer, wundervoller Weltharmonie.

Wir werden die Lehre und Botschaft des Steines inmitten der Ruinen vergessen, und nichts auf der Welt wird diese in unserem Gedächtnis vollständig wachrufen können. Nichts. Auch nicht diese Zeilen, die ich auf eben diesem Stein in den Nachmittagsstunden zu Papier bringe.

Beim Überfliegen des Meeres

Infinito mar do meu desejo!*

Wann immer ich an das Meer denke, überkommt mich ein leichter Schauer – Welle und Flügel! – vom Scheitel bis zu den Zehen, und für einen Augenblick beginnt die Erde unter meinen Füßen zu wanken.

Führen Sie einen Menschen aus den balkanischen Bergen ans Meer, so haben Sie ihm ein rauschendes Fest mit freudigem Morgengrauen und ungewisser Dämmerung eröffnet. Der Wunsch nach dem Meer scheint sich über Generationen hinweg angehäuft und gesteigert zu haben, und seine Erfüllung kommt für einen unserer Herkunft der Stärke einer Explosion gleich. Das Eintreffen eines Stammes an den Gestaden des Meeres bedeutet den Beginn seiner wahren Geschichte, seinen Eintritt in ein Königreich größerer Perspektiven und besserer Möglichkeiten. Diese entscheidende Stunde in der Geschichte eines Gemeinwesens wiederholt sich laufend in der Geschichte von Individuen, wenn diese das erste Mal mit dem Meer in Kontakt kommen, auch wenn sich Form und Intensität unterscheiden.

Ich gebe mir Mühe bei der Schilderung der unbeschreiblichen Milde, die von mir Besitz ergreift, wenn ich bloß an das Pastellgrau einer Möwenfeder denke, an friedliche Wellen, die in sich die Sonne, den Himmel, die Konturen der Küste und unsere Antlitze tragen und die sich im Einklang mit der Musik, der wir in andächtiger Begeisterung lauschen, bei ihrem Eintreffen am Ufer brechen. Es kommt uns der Gedanke, dass dies hier jene fernen und wundervollen Spielzeuge sein könnten, die die Dorfkinder in unseren Bergen nachts weinend herbeisehnen, während ihnen die Mütter bloß vergebens die Brust zu reichen vermögen, die jedoch nur den ersten Durst und Hunger zu stillen im Stande ist.

Mit dem Verlassen des harten und starken Festlandes und dem Hinübergleiten auf die unstete und unruhige Fläche, die in Ungewissheit und Ferne führt, befinden wir uns an einer entscheidenden Kreuzung, hin zu einem Weg in Richtung Vergeistigung. Und wahrlich – schläft man nachts auf einem vom singenden Meer umgebenen Schiff, kommt einem Menschen der Gedanke in den Sinn, dass dies nur die erste Herberge auf der Reise zu noch immateriellen Elementen, zu freudigeren und höheren Welten sein müsse. Ganz so, als habe man bereits den Weg von Festem über Flüssiges bis hin zu Gasförmigem eingeschlagen.

* „Unendliches Meer meines Verlangens!“

Alleine ein Aufenthalt an der Meeresküste vermittelt bereits die Illusion der bevorstehenden Reise in die Vollkommenheit. Es enden die Wälder, die den Geist zu beklemmen und mit Angst zu erfüllen wissen und in denen alles in wildem Wuchs erstickt und Höheres Niedrigeres erdrückt. Beim Nahen des Meeres zeigt sich die Vegetation zusehends spärlicher und edler, sie weiß sich in Szene zu setzen und ist einsam zugleich. Die Fichte wird zur Zypresse, wilde Gebirgsbeeren zu einer süßen Feige und namenloses Gras zu Rosmarin. Die riesigen Gletscherflüsse grauen Gesteins, die über steile Gebirgsabhänge hinabstürzen, werden immer dünner, feiner, ehe sie sich an der Küste zu Meeressand verwandeln, erfüllt von geheimen Zaubern und Bildern sowie von unverständlichen Botschaften.

Reinigen Sie Ihren Mund mit Meerwasser! Es ist gänzlich frei von Fäulnis und Moder, und deshalb ist es auch wertvoll und heilig wie eine Medizin, wie ein Zauber, der eine noch unvollendete Form der uns erwartenden Ewigkeit darstellt. Es schmeckt bitter, aber Bitterkeit ist kein Grund für Furcht; Bitterkeit bedeutet Trennung, und Trennungen sind unausweichliche Stationen auf dem Wege zur Vollendung. Vertrauen Sie als Bergbewohner Ihre Trauer dem Meer an; dieses ist endlos und unwiderstehlich wie eine dauerhafte Einladung zur Weiterreise. Hier auf dem Steinsaum, beim Blick aufs Meer, verstummt unser Gebirgslied und endet mit einem Ausruf entzückter Überraschung.

Wir werden leicht und geschickt. Wir fahren auf dem Meer.

Vor meinen Augen erscheint ein riesenhafter Bergbewohner, groß und behäbig, der sich beim Erzählen mit verträumter Stimme an einem Gebirgsfeuer allmählich in einen Seemann verwandelt, in einen kleinen Matrosen, der mit zwei kleinen Flaggen in den ausgebreiteten Händen, hoch oben auf dem Segelbaum, gänzlich zu einem Zeichen oder Symbol wird; zu dem einen und einzigen Symbol in einer minimalisierten Kommunikationsform, die nur mehr die allernötigsten Erfordernisse zum Ausdruck zu bringen hat. Beim Gedanken an die elementaren Naturgewalten, die jeden Namen und jedes Antlitz vertilgen, macht sich in mir eine unverständliche Ergriffenheit breit, die alle Grenzen hinter sich lässt.

Die Welle wird zu einem Flügel. Wir werden körperlos und glücklich. Wir fliegen.

Das ist nicht mehr das Meer, das „rot ist wie roter Wein“, das von Galeeren und Helden befahren wird, das ist nun vielmehr „ein unerschöpflicher Ozean der Liebe Gottes“, dessen Rauschen von einem Einsiedler in der Stille seiner Klause vernommen wird. Ein Rauschen in den

Ohren eines Menschen, der Wache hält in kalter Nacht. Dieses endlose und unklare Gespräch zwischen einem einsamen Menschen und der Stille, die ihn umgibt, bedeutet, dass wir am Ende unseres Weges angelangt sind. Es ist das letzte Wort aller Meere dieser Welt. In unserer Einsamkeit, in der wir uns noch unserer Sinnesorgane bedienen, nicht jedoch der sinnlichen Welt, will uns dieses Rauschen in Gegenden verbringen, wo es weder Geräusche noch Stille gibt. Aus diesem Grund erscheint mir eine Reise zum Meer stets als eine Reise an ein Tor, durch welches wir diese Welt verlassen und als deren letzte Gabe uns das Rauschen der Wellen bleibt. Und die blitzenden Abgründe, die sich uns von Zeit zu Zeit auf dem stürmischen Himmel über dem Meere auftun, sind nur fahle Boten innerer Ozeane, weil wir alle irdischen Meere hinter uns lassen – weder Welle noch Flügel! – als Symbole, die wir überwunden haben.

Als ich weinen musste ...

Als ich weinen musste,
Da waren Sie nirgendwo,
Weder Ihre Stimme noch ein geschriebenes Wort,
Das in der Not zu trösten vermag.
Heute, wenn Sie weinen,
Muss ich schmerzlich lachen,
Sofern ich nicht traurig und gelangweilt bin,
Wie vor einer einfältigen Szene.
Nun, das ist alles,
Was Menschen einander
In diesem kurzen Leben zu geben vermögen:
Gänzlich Missverstehen.

Der Wasserfall auf der Drina

Feucht atmet das Wasser, Nebel zieht durchs Tal.
Das Licht auf dem Floße erloschen. Vom feuchten Berge überm
Fluss
Jemand ruft nach jemandem.
In ungleichen Abständen
Zwischen heiseren Rufen,
Beginne ich die Kälte zu vergessen
Und wer ich bin und woher ich komme,
Dass ich mich zusammengekauert damit abfinde,
Doch sodann auf einmal,
Als ich bereits hoffe, er würde es nicht tun,
Meldet sich jener vom Berge herab.
Ich rüge mich selbst: Schlafe, niemand ruft nach dir.
Du, der du selbst vergessen hast, warum nur.
Dass du wach bist und nun zitterst
Das Werk einer fremden, unbekanntten Stimme.
Doch nach kürzerer Stille, die nichts als zu warten hieß,
Meldet er sich wieder und wieder.
Und an der Stimme erkenne ich, dass er sich schnell dem Walde nähert.
Ich denke, wie schnell wird er
aus der Felswand wohl erscheinen
Und einen anderen Menschen oder ein schlummerndes Tier erwecken
Oder nur ein verzweifeltes Rufen
Möge ich bloß einschlafen. Könnte ich doch schlafen.

Der Durst der Vollkommenheit

Wie oft ersehnen wir von dieser Welt
Schritt und Gedanken emporzuheben,
Um so mit leidenschaftlichem Herzen zu zerteilen
Gottes großen Himmel
In Gutes und Schlechtes, –
Dies kommt von augenblicklicher Unvollkommenheit
Und schlimmen Dürsten, tief und heilig.
Nach diesem Durst sind heilig alle, einmal und auf ewig,
Der Mensch auf seinen Irrwegen
Und ein Stamm im Wunsch nach wahren Wachstum.
Denn die Wahrheit füllt uns aus wie Feuer,
Wie Feuer umkreist sie alle und jeden,
Der wahrhaft geht und auch wer fällt.
Und so verwirren uns Auge und Geist
Wenn wir die Hände hoch erheben
Im Wunsche Fahnenträger doch zu sein,
Im Gedanken, dass wir Lichterträger sind.
Denn der flammende Ozean, auf dem sich alles bewegt,
Der alles durchdringt, weder führt noch weiß
Vom eitlen Walde unserer Hände,
Und keiner mit Notiz und keiner mit der Spur
Von der Unruhe unserer Tage, an denen
Wir so krankhaft ersehnen, von dieser Welt
Schritt und Gedanken emporzuheben.

**Literarisch-
Publizistisches**

Durch Österreich

(Reisenotizen)

Wollen vermögende und wissbegierige Menschen den Sinn der Zivilisation, ihre Entwicklung und ihren Verfall erfahren, so begeben sie sich entweder ins Forum Romanum oder nach Pompeji oder wandern im Mondesschein über die Ruinen Karthagos. Diese Herangehensweise ist zwar zweifellos angenehm, aber nur wenig zielführend, denn handelt es sich bei diesen Denkmälern doch um ehrwürdige Ruinen, die in ihrer bewussten Anordnung, Vergänglichkeit, Verblichenheit und Reinheit jenen glatten Knochen gleichen, an denen Studierende die menschliche Anatomie erkunden. Denn jegliche Schwere, Bitterkeit und jedes irdische Leben sind von ihnen abgefallen, sodass wir bei ihrer Betrachtung Einblicke in ruhmreiche Epochen, eine wunderbare kulturelle Blüte und in einen würdevollen Niedergang erhalten, weil einem etwas groben Ausspruch Heines zufolge auch Müllberge – sofern sie auf Bild gebannt werden – keinen üblen Geruch verbreiten.

Eine Reise durch das heutige Österreich stellt in etwa das Gegenteil zu den genannten Eindrücken dar. Sie bietet Einblicke in eine „vergangene Zeit und in menschliche Schicksale“ mit ihrer Mühseligkeit; sie zeigt nicht bloß die Folgen eines Niederganges, sondern den Niedergang selbst. Sie bietet Blicke auf das Entstehen von Neuem und den Verfall von Altem, ganz ohne Illusionen, Hoffnungen und schönen Schein. Eine solche Reise zeigt all die Erbarmungslosigkeit und all den Schrecken, die jedes Entstehen und jede Entwicklung a priori in sich tragen, wobei wir dies in unseren Gedanken und Worten nur allzu gerne zu verdrängen suchen.

Niederlage, Krankheit und Verlust lassen die vergangenen Zeiten von Ruhm und Blüte erst bei genauer Betrachtung erkennen, und bei Gesunden und Kräftigen sind sie bloß eine Tatsache, die ohne jeglichen Trost und Zauber zu töten vermag.

Dieses Bild bietet sich mir an jedem Tage.

Hat sich ein machtvoller gesellschaftlicher Organismus erst einmal selbst überlebt, dann kommt es unausweichlich dazu, dass ihn seine Institutionen, Menschen und Elemente noch für gewisse Zeit überdauern. Es handelt sich dabei um ein geisterhaftes Dasein an der Wende vom Leben zum Tod, gleich jenem abgetrennter Gliedmaßen von Reptilien, die zwar biologisch gesehen noch dem Leben verhaftet sind, doch in keinerlei Hinsicht Einfluss und Anteil mehr an dessen Fortgang haben.

Für kurze Zeit hielt ich mich in Wien auf, etwas länger in Linz und Graz. Denn die Provinz ist authentischer und ein deutlicherer Spiegel des Lebens; in ihr lebt Altes fort und kommt Neues deutlicher zum Ausdruck.

In Wien ruhen die Habsburger in ihrer Minoriten-Gruft; dem Lande steht nun Heinisch vor, und regiert wird es von Seipel und dessen Christdemokraten wie auch ein wenig von der ganzen übrigen Welt.

Am seltsamsten aber erscheint, dass niemand an diese Republik glaubt oder sie zu verteidigen bereit wäre. Wo immer ich mit Menschen spreche – bei Bahnreisen oder auf der Straße – allesamt sind sie gegen dieses Land.

„Die eine Sache ist eine Republik wie die Vereinigten Staaten von Amerika, und eine ganz andere Sache ist diese unsere Pfaffenrepublik“, erklärt mir ein sozialistischer Arbeiter hellen Geistes.

„Das ist eine Judenrepublik“, lassen mich zwei Grazer wissen.

„Sie täuschen sich, wenn sie glauben, dass ich für die Republik bin. Ganz im Gegenteil!“, teilt mir ein Jude mit, während ihm seine Frau mit dem Kopf nickend beipflichtet. Die Christlich-Sozialen, die in Wahrheit am wenigsten für die Republik sind, verhalten sich reserviert und gleichen in ihrer Haltung etwa jenen Politikern, die während des Krieges lautstark von sich gaben: „Ich befasse mich ausschließlich mit wirtschaftlichen Fragen!“

Über die ehemaligen Offiziere und höheren Beamten weiß man bereits Bescheid. Sie tragen noch immer ihre alten Orden und verkörpern mit jeder ihrer Aussagen und mit ihren Gesten ein Regime, das es nun nicht mehr gibt.

Der Adel, der sich hinter gemäßigten Tönen und Zurückhaltung verbirgt, spricht nicht viel, wobei er aber gleichzeitig nur wenig zu verbergen im Stande ist. Seine Bedrücktheit und Orientierungslosigkeit erscheinen grenzenlos, ebenso wie auch seine Hilf- und Ausweglosigkeit.

Einzig von einer älteren Frau konnte ich vernehmen, dass sie in einem Gespräch „sie“ (d. h. die Juden, die Sozialisten und all jene Menschen mit aufständischer Geisteshaltung) als „ces sales animaux!“* bezeichnete. Doch kamen ihr diese Worte just in jenem Augenblick über die Lippen, als sie vom Tod ihres besten Freundes, eines gewissen Generals von S., in Linz erzählte.

* „Diese dreckigen Tiere!“

In den Tagen des Unterganges der Monarchie war dieser von der Wohnungskommission aufgesucht worden, die zwei Drittel seiner Zimmer requirierte („chose inouïe!“).^{*} Der entrüstete General legte unter Berufung auf seinen militärischen Rang und seine „fünfundfünfzig Jahre makellosen Dienstes“ Protest ein. Ein Mitglied der Kommission ließ ihn daraufhin wissen, dass er „auf seinen Rang“ und seine fünfundfünfzig Dienstjahre „pfeife“ und man ihn stattdessen hätte fünfundfünfzig Mal zum Galgen führen sollen. Man gewährte ihm schließlich vierundzwanzig Stunden, um seine Wohnung zu räumen. Diese „bodenlose Dreistigkeit und Ungerechtigkeit“ konnte der General, den in der Zwischenzeit seine Offiziersburschen und seine von revolutionären Gedanken ergriffene Köchin verlassen hatten, einfach nicht verschmerzen. Zwei Stunden nach der Aufforderung, seine Wohnung zu räumen, setzte er seinem Leben mit einem Schuss aus der Dienstpistole ein Ende. An dieser Stelle wurden „sie“ von der älteren Frau ein zweites Mal als Tiere bezeichnet, wobei sie jedoch gleichzeitig um Nachsicht für die Verwendung dieses Wortes bat.

Insgesamt gesehen kommt es nur selten zu edelmütigen Gesten und Fällen von Heldentum, denn in der österreichischen Niederlage liegt keine Größe und in der Revolution kein Sinn. Es rettet sich wer kann, und jeder rafft zusammen, was sich so alles ergreifen lässt.

Ich reise gemeinsam mit zwei pensionierten Beamten, von denen ich annehme, dass sie österreichische Staatsbürger sind.

„Keine Idee, ich bin Tschechoslowake“, unterbricht mich der erste und schlägt dabei auf seine Hosentasche, in der sich seine Dokumente befinden.

„Ich bin auch Jugoslawe“, fügt der zweite eilig hinzu und zeigt mir seinen roten – unseren – Reisepass. (Weshalb sagte er bloß „auch“, frage ich mich dabei im Stillen.)

„Abbauen“ – auf dieses Wort treffe ich auf Schritt und Tritt, denn „abgebaut“ und aufgelassen werden nicht nur Ministerien und Ämter, sondern auch Schulen – mittlere wie höhere, wissenschaftliche Institute und Laboratorien. Auch die Beamtenschaft muss systematisch ihre Arbeitsplätze räumen. Und so kommt es zu einem allmählichen Verfall, denn neben der Armee ist auch die zweite Säule des früheren Österreich – die Bürokratie – in ihrer Auflösung begriffen. Dazu sei jedoch angemerkt, dass es immer noch einige Ämter gibt, vollbesetzt mit Beamten,

^{*} „Unerhörte Sache!“

denen nach wie vor bestimmte Auszeichnungen und Amtstitel verliehen werden. Doch befindet sich der Wert dieser Titel ebenso im freien Fall begriffen wie der Kurs der Österreichischen Krone. Gegenwärtig stößt man immer noch auf den Titel eines *Hofrates*, der unverändert opulent und taxfrei vergeben wird. Auf diese Weise haben Hofräte einen Hof überlebt, dem sie zu keiner Zeit Ratschläge erteilt hatten.

Auf Verwirrung und Schwierigkeiten stößt man auch im Zusammenhang mit neuen Bezeichnungen und topografischen Aufschriften: Hatte es bis zum Zerfall der Monarchie in jeder größeren Ortschaft einen Franz-Josef-Platz gegeben, so wurden diese zentralen Plätze nach der Ausrufung der Republik in „Freiheitsplatz“ oder „Platz des 12. November“ umbenannt. Doch diese Bezeichnungen finden sich einzig in offiziellen Schriftstücken wieder, denn nach wie vor spricht alle Welt bloß vom „Franz-Josef-Platz“, ausgenommen vielleicht der Neutralität besonders verhaftete und vorsichtige Personen, die einfach den Begriff „Platz“ gebrauchen. Einmal konnte ich einen Straßenbahnschaffner vernehmen, der die Worte „Franz Josef“ jedes Mal kunstvoll zu verschlucken wusste und bloß „Fff-Platz“ ausrief. Hierbei ließ er bereits eingeübte artikulatorische Fertigkeiten erkennen.

Aber gibt es nicht etwa auch bei uns derartig schändlich ungetaufte Plätze? Das gegenwärtige Europa ist voll von geheimen Hoffnungen und unausgesprochenen Gedanken.

„Abbauen“. In diesem Land kommt es zu Schließungen, Auflösungen, Kürzungen; Dinge verschwinden – bewusst und unbewusst, planmäßig und willkürlich. In der österreichischen Provinz sind heute Armut und Erschöpfung allgegenwärtig und ähneln aufgetrennten Nähten einer zerschlissenen Decke.

Die Straßen beginnen sich bereits zu früher Abendstunde zu leeren und sind schlecht beleuchtet, wie auch aus den Toren und Treppenhäusern kein Lichtstrahl dringt. Auch in den besseren Gaststätten sind die Servietten aus Papier, das Geschirr abgenutzt, die Sitzmöbel alt und schäbig. Die Speisen sind fettarm, und werden ohne Saucen und Gewürze gereicht.

An den Haustoren sind die Klingeln außer Betrieb, weil die Elektroaggregate bereits seit langer Zeit aufgebraucht sind und von niemandem in Stand gesetzt werden (an den früheren Klingelknöpfen finden sich nun aufgeklebte Zettelchen mit der Aufschrift „Bitte stark klopfen!“).

In den Geschäften sind Importwaren nur vereinzelt anzutreffen; alles wird in Österreich hergestellt und ist kärglich, von minderwertiger und

bescheidener Qualität. Einzig die schönen Häuser und großen Staatsgebäude zeugen von einer Zeit der Macht und des Wohlstandes, doch lösen sich auch an diesen Bauwerken allmählich Farbe und Fassaden ab, sodass sie sich ebenso in die traurige Prozession in Richtung des allgemeinen Verfalls einreihen.

Wirft man einen Blick in die Bilanzen der öffentlichen Wohlfahrtsanstalten, der Armenhäuser und Spitäler sowie auf das Leben der ehemaligen Rentenempfänger, so lässt sich dadurch klar erkennen, auf welches ein unfassbares Minimum eine menschliche Existenz reduziert werden kann. Dieser Gruppe ergeht es am allerschlechtesten. Alles, was sich zu Geld machen ließ, wurde verkauft, und nun sind sie auf ein Leben von Brot und gehaltlosem Tee angewiesen und sterben den Hungertod. Diese Personen sind meist fortgeschrittenen Alters, deren Gesten Unsicherheit und deren Blick Unverständnis zum Ausdruck bringen. Für sie stellen die ererbten und zur Gewohnheit gewordenen Privilegien die einzige mögliche Lebensgrundlage dar, sodass ihr heutiges Leben einem Leben unter dem Makel einer Verurteilung gleichkommt. Es hat den Anschein, als ob man ihnen den Boden unter den Füßen weggezogen, den Atem abgeschnürt und die Sprache genommen hätte.

Doch aus ihren Worten und Bewegungen lässt sich immer noch der Kampf um Würde und Ansehen erkennen.

Es versteht sich, dass es auch in diesem Lande natürlich nicht allen Menschen gleich ergeht. Einige handeln mit Valuten, finden sich gut auf dieser Welt zurecht und streben nach einem langen Leben.

Die Jugendlichen, die es als Einzige verstehen, auch ohne Geld glücklich zu sein, zieht es – gleichsam dem unabänderlichen Willen Gottes – zum Sport und zur Liebe hin.

Die Frauen haben der Eleganz noch nicht Lebewohl gesagt, sondern tragen vielmehr einen verborgenen und beharrlichen Kampf gegen die Armut und die elendsschwache Währung aus, erwerben Neues und schneiden Altes um, sodass ihre Kleidungsstücke letztendlich mehr oder weniger Konfektionen aus den vorletzten Pariser Modekatalogen nahe kommen.

Denn Schönheit wird niemals sterben, und wie auch immer sich die Dinge entwickeln mögen – am Ende werden sie doch vom Wunsch nach Schönheit überdauert.

Der Frühling hat mit großen Schritten in diese Republik Einzug gehalten. Die Blätter sind saftig grün, und alles steht in Blüte. Die groß-

räumigen Gärten, die kultivierten Wälder und die großen Parks sind wie durch ein Wunder noch immer gut erhalten und gepflegt.

Nach dem nächtlichen Regen werfe ich einen Blick über das Land hinweg. Ich würde es dabei, so scheint mir, nicht als sonderbar empfinden, wären die Knospen hier weniger farbenfroh, die Blüten verkümmert und der Frühling in seiner Gesamtheit kümmerlicher. Doch dies ist keineswegs der Fall. Er ist vielmehr reich und üppig, und Neues entsteht und wächst nach anderen Gesetzen.

Ich sehe mich in Buchgeschäften um. Ebenso wie bei uns und anderenorts sind die Bücher hier teuer, wenn nicht sogar noch teurer. Bemerkenswert erscheint die unverhältnismäßig große Zahl an Reiseberichten und politischen Broschüren.

Angesichts der schwachen Währung und der schwierigen Lebensumstände am Reisen gehindert, sieht es so aus, als würden Ortsveränderungen hier mithilfe von Atlanten erfolgen. Es gibt Broschüren, die um einen Bagatellpreis erworben werden können und in denen sich auf magische Weise Schicksale von Völkern wandeln und Kontinente verschieben. Denn wie auch überall sonst auf dieser Welt weiß es der kleine Mann überaus zu schätzen, mit Milliarden und Territorien in seinen Händen zu operieren.

Auf die Reise- und politische Literatur folgen an dritter Stelle okkultistische Bücher. Manche Buchhandlungen verfügen über eine eigene Auslage für sie. Indien ist gerade sehr modern. Geheime Kräfte der Gedanken und des Willens werden in ein mythisches Wörterbuch verpackt und oft auch grafisch dargestellt.

„Wie führe ich ein glückliches und erfolgreiches Leben?“ Die Weisheit von Fakiren. All diese Werke verfasst von namenlosen Schreibern oder klingenden Pseudonymen. Und all diese Bücher lassen sich verkaufen. Es kaufen sie Mädchen, die in früheren Zeiten Romane zu kaufen liebten, erklärt mir ein Verkäufer.

Wurde man gänzlich vom Glück verlassen, so begibt man sich in diese finsternen Abgründe. Doch worin liegt hier der Wert? Fürst Lazar hatte sich bereits vor seiner Niederlage für das himmlische Königreich entschieden.

Überall treffe ich auf unsere Leute.

Letzten Sonntag treffe ich in einem großen Kaffeehaus einen Bekannten, einen Ingenieur aus Dalmatien. Sitzend schüttelt er seinen Kopf und spricht vor sich hin.

Wir begrüßen uns, und ich frage ihn, was er so macht.

„Ach, ich ärgere mich einfach. Eine halbe Stunde betrachte ich schon all die hier um mich herum, und ein Gedanke will mir einfach nicht in den Kopf gehen: Die hier sollen hunderte Jahre über uns geherrscht haben?!“ Und dabei weist er auf den Mikrokosmos in diesem Kaffeehaus hin: Beamten mit akkurater Frisur und zugespitztem Schnurrbart, mit diesem typisch herablassenden Gehabe eines österreichischen Staatsbediensteten, Offiziere in alten oder neuen Uniformen mit Habsburger-Orden.

Ich musste lachen. Dabei fiel mir auf, dass mir in all diesen Tagen nicht einmal ansatzweise in den Sinn gekommen war, dass diese hier seinerzeit irgendwo über irgendjemanden geherrscht hätten.

Ein anderer Gedanke jedoch ist mein immer wiederkehrender Begleiter.

Beim Anblick der Nöte und Freuden der italienischen Armut brachte Goethe (in seiner „Italienreise“) zu Papier: „Du lieber Gott! was der Mensch Einfluss für ein armes, gutes Tier ist!“

Und immer wieder denke ich darüber nach, ob dieser Satz etwas tief Menschliches und Mitfühlendes zum Ausdruck bringen will oder ob er einfach grausam, über- und unmenschlich ist. Und manchmal scheint mir Ersteres, ein anderes Mal Zweiteres zutreffend zu sein.

Die faschistische Revolution

Außerhalb Italiens trifft man heute in den breiten Schichten der Bevölkerung auf eine weit verbreitete und vereinfachende Meinung über den Faschismus, über die Kräfte, die ihn steuern und über die Ziele, die er verfolgt. Wie bei allen anderen Ereignissen und Bewegungen auch, so bringt auch in den Faschismus jedermann seine eigenen Vorstellungen und Gefühle ein. Für die einen stellt er eine grausame reaktionäre Kraft und blinden Terror bezahlter Banden im Dienst des Kapitalismus und Militarismus dar. Für die anderen ist er eine großartige Revolte des Nationalbewusstseins und der aufgeklärten Schichten gegen den wahnsinnigen roten Terror seitens in die Irre geführter Massen und Moskauer Agitatoren. Es ist klar, dass der Faschismus ein wenig von beidem ist, doch daneben präsentiert er sich auch als Ergebnis zahlreicher und unterschiedlicher Einflüsse, die in engem Zusammenhang mit den Einkünften und Finanzen der breiten Massen stehen, die gerne zu Verallgemeinerung neigen. Hinsichtlich seiner Herkunft ist der Faschismus zweifellos eine revolutionäre Erscheinung. Er entstand eigentlich bereits im Jahre 1914, in einer Zeit des erbitterten Kampfes zwischen Interventionisten und Neutralisten. Bei den entschlossensten Interventionisten handelte es sich dabei ausgerechnet um Personen, die aus den Sozialisten hervorgegangen oder aus deren Reihen übergelaufen waren (Bissolatti, Mussolini). Die Interventionisten betrachteten den Ersten Weltkrieg als revolutionäres Phänomen und erwarteten sich von der italienischen Kriegsbeteiligung eine Beschleunigung des Prozesses der Bewusstseinsbildung der unteren Schichten und die gänzliche Emanzipierung des Proletariats. Denn man muss wissen, dass Mussolinis Presseorgan „Popolo d'Italia“ über die gesamte Kriegsdauer hinweg mit Stolz die Bezeichnung „Sozialistische Tageszeitung“ im Titel trug, die erst im Jahre 1918 verschwand. Gegen Kriegsende begann es in den interventionistischen Reihen zu gären. Bissolatti blieb mit seinen Anhängern den ursprünglichen Zielen treu (wenn auch in abgemilderter Form) und vertrat nach Kriegsende Wilsons Politik der Gerechtigkeit wie auch die gemäßigten, friedliebenden und demokratischen Prinzipien des Römischen Paktes. Die zweite und größere Gruppe der Interventionisten (mit D'Annunzio und Mussolini) reagierte mit Schärfe auf den demokratischen Frieden des „Verzichts“, dem zufolge Italien keine Anerkennung für seine wertvolle Teilnahme am Krieg und keinen gerechten Anteil am Sieg erhalte. Zu dieser Zeit kam der von seiner Entstehungsgeschichte her revolutionäre Interventionismus erstmals in Kontakt mit dem intransigenten Nationalismus konservativer Kreise. Ab diesem Moment beschränkten sie ei-

nen gemeinsamen Weg, bis sie schließlich gänzlich ineinander aufgingen.

Die unmittelbar nach Kriegsende aufgekommene rasante Verbreitung sozialistischer Ideen ließ die Interventionisten und ihre Ziele für gewisse Zeit in Vergessenheit geraten.

Kriegsmüde und enttäuscht von den zweifelhaften Früchten eines zweifelhaften italienischen Sieges traten breite Massen sozialistischer Organisationen bei. Die allgemeine ideologische Verwirrung und die endlos erscheinenden wirtschaftlichen Probleme führten dazu, dass die Zahl der Mitglieder sozialistischer Organisationen rapid anstieg. Auf diese Weise kam es dazu, dass „Vorkriegs“-Sozialisten mit ihren gefestigten Ideen und ihrer langjährigen organisatorischen Ausbildung gegenüber den hunderttausenden enttäuschten und auf ein Wunder hoffenden Neumitgliedern zur Minderheit wurden.

In dieser Zeit lagen die Anfänge der „wundersamen“ Taktik des italienischen Sozialismus und die Hypertrophie einer Kraft, die dieser noch vor deren Entfaltung bereits zu Zwecken des Missbrauches einzusetzen wusste.

Wer sich in den Jahren 1919, 1920 und 1921 in Italien aufhielt, dem ist diese aufgeregte und prekäre Atmosphäre, die im öffentlichen und privaten Leben in diesem Land herrschte, wohl bekannt. Aus allen Wahlen gingen die Sozialisten als Sieger hervor. Die Massen der Bevölkerung befinden sich heute in einem Zustand einer neuen Psychose, die nichts anderes ist als ein Spiegelbild der Kriegspsychose. Streiks werden zu tausenden abgehalten und machen das ohnehin schwere Leben gänzlich unmöglich. Alles, was an den eben zu Ende gegangenen Krieg erinnert, wird mit verbittertem Spott und organisiertem Boykott bedacht. Medaillen werden versteckt, militärische Auszeichnungen zur Schande. Auf dem Land widersetzen sich „rote Barone“ der Macht, die nicht einmal in der Lage ist, ihre eigenen Organe zu schützen. Die Eisenbahner kontrollieren die Züge und halten diese auf offener Strecke an, sobald sie sehen, dass sich in diesen Gendarmen befinden. Der Staat begegnet all dem damit, dass er Gendarmen nun mit Lastwägen verlegt. Das Ansehen einer solchen Staatsmacht sinkt naturgemäß mit jedem Tag. Das Parlament stellt einen traurigen Abklatsch der Lage im Land dar. Die Unzufriedenheit ist allgegenwärtig, und alle warten darauf, dass ein revolutionärer Sturm die Atmosphäre verbessert. In der Sozialistischen Partei lässt sich neben dem alltäglichen Machtkampf auch eine tiefe innere Spaltung erkennen, die jegliches Handeln größeren Umfangs unmöglich macht. Die wundersame Linke gewinnt immer mehr an Einfluss in der

Parteiführung und bei den schwankenden Massen. Es kommt zu einem offenen Exodus der Kommunisten, bis hin zu einer Aufspaltung der Partei in Gruppen und Grüppchen. Die Revolution scheint in absehbarer Zeit erwartet zu werden: „Schlagt mir den Kopf ab, wenn es im Juni zu keiner Revolution kommt!“, konnte man im Jahre 1920 auf Versammlungen vernehmen. Doch nachdem die vorhergesagten Fristen verstrichen waren und die Redner einzig ihren Ton verschärften, begannen die Massen allmählich ihren Glauben an das rote Wunder zu verlieren.

Indes wurde auf den Parteikongressen im Stile byzantinischer Intransigenz und Heftigkeit über die Art und Weise, mit der das Proletariat an die Macht gelangen sollte, über Gewalt und die Rechtmäßigkeit der Anwendung von Gewalt sowie über den 21. Moskauer Artikel diskutiert. Auf diese Weise vergeudete der italienische Sozialismus seine große und dynamische Kraft sowie wertvolle Zeit in nebulösen Entscheidungen und kleinlichen Scharmützeln und rückte der Bourgeoisie mit stumpfen Messern zu Leibe.

Im September 1920 kam es zur ersten größeren revolutionären Manifestation der arbeitenden Massen, bei denen Metallarbeiter Fabriken besetzten. Doch sollte sich dieses Ereignis, das in Europa und Italien große Besorgnis hervorrief, zum ersten klaren und eindeutigen Symptom für die Ohnmacht und Aussichtslosigkeit der Revolution entwickeln.

Die Besonnenheit und die Ruhe des stark zur Vereinfachungen neigenden Giolitti, die an Hamlet erinnernde Unentschlossenheit und die immer größere Zerrissenheit der politischen Führung trugen viel dazu bei, dass dieses Arbeiterprojekt, das mit Begeisterung und großen Hoffnungen begonnen wurde, mit einer gewöhnlichen Gehaltserhöhung und einem illusorischen Versprechen über eine Arbeitskontrolle beendet wurde. Die Eigentümer kehrten in ihre Fabriken zurück, ließen die Barrikaden entfernen und die roten Fahnen einholen. Bei den Massen machte sich eine große und neuerliche Enttäuschung breit. Die Revolution, deren Ausbruch so sicher erschien wie das Kommen eines neuen Tages, war plötzlich weit entfernt und schien nur schwer durchführbar. In den Augen der Bürger, die bereits Schlimmstes befürchtet hatten, nahm das revolutionärere Schreckgespenst immer diffusere Umrisse an. Dem Gesetz der Beharrlichkeit der Masse folgend, gingen die Sozial-Kommunisten aus den darauf folgenden Gemeindewahlen zwar mit klarer Mehrheit als Sieger hervor, aber der Glaube an eine baldige Revolution war definitiv erschüttert und reaktionäre Kräfte bekundeten erneut vermehrte Aktivitäten. Der Sozialismus übte weiterhin seine Rolle aus, jedoch war dies die Rolle eines tragischen Helden, der, innerlich selbst

zerbrochen, zwar noch einige Zeit weiter Taten zu setzen vermag, dessen Ende allerdings unschwer vorauszusehen war. Eine politische Wende war unausweichlich, doch kam sie weder von der bereits seit langer Zeit korrumpierten Staatsmacht noch von der nationalistischen Partei. Das, was das Kräfteverhältnis veränderte, die antibolschewistische Offensive in Italien los trat und schließlich die Voraussetzungen für das heute herrschende Regime schuf, waren weder althergebrachte politische Akteure noch Ideologen noch eifrige Offiziere aus der nationalistischen Partei. Als man im Jahre 1921 mehrmals von einem Staatsstreich und einer Militärdiktatur unter der Führung des Duca d'Aosta und von D'Annunzio sprach, stießen Nachrichten dieser Art bei allen Kennern der politischen Lage auf Schmunzeln. Was auch immer die heutige Diktatur Benito Mussolinis für Formen angenommen haben mag, so gilt es dennoch die unbestreitbare Tatsache festzuhalten, dass der konservative und katholische italienische Nationalismus keinen Widerhall bei den Massen fand und nicht zu siegen vermochte, sondern vielmehr von einer Bewegung absorbiert wurde, deren Wurzeln viel weiter reichten, deren Prinzipien viel realer und deren Mittel weitaus „moderner“ waren.

Bereits im Frühjahr 1919 wurden in Italien Kampfvereinigungen („Fascio italiano di combattimento“) aufgestellt. Im Vergleich zur roten Flut handelte es sich bei diesen jedoch um kleine Zellen von Personen, die den Krieg gewollt, an diesem teilgenommen hatten und ihn sowie den errungenen Sieg als eine Bedingung für die Entwicklung nationaler Kraft und Werte erachteten. Die von den Sozialisten nachdrücklich bekundete Geringschätzung des Krieges und der Armee, die ihn geführt hatte, Nittis Amnestie für Deserteure, die kleineren und größeren Gewaltakte seitens antimilitaristisch eingestellter Massen – all dies führte zu tiefer, wenn auch ohnmächtiger Empörung bei jener Minderheit, die in den Krieg ihre ganzen Energien und in den Sieg all ihre Hoffnungen gelegt hatte und die sich nun ihrer Ehre beraubt, im Stich gelassen und von den launenhaften Massen übertönt wiederfand.

Das im Jahre 1919 ausformulierte Programm der Faschisten weist noch zahlreiche Charakteristiken seiner revolutionären Vergangenheit auf und unterliegt noch klar erkennbar dem Einfluss der revolutionären Zeiten, in denen es entstand. So etwa sieht es neben einer Auflösung des Senats und der Bildung einer Volksversammlung mit einer dreijährigen Amtsperiode, die über die Regierungsform entscheidet, weiters eine teilweise Verstaatlichung der Industrie, eine Revision der Kriegsverträge, die Einführung einer achtzigprozentigen Steuer auf Kriegsgewinn u. a. vor. Die Zeit dafür war aber noch lange nicht gekommen. Zu sehr

war der Hass auf den Krieg in den Massen der Bevölkerung noch zugegen. Die Wahlen des Jahres 1919 zeigten die Faschisten in der Minderheit und ihre Anführer in Isolation.

Die Dinge sollten sich indes in die bereits eingangs dargestellte Richtung entwickeln. In den Massen der Bevölkerung nahm der Glaube an die Revolution ab. Als Folge des Missverhältnisses zwischen Worten und Taten kam es zu einer immer offensichtlicheren „inneren Auflösung des Sozialismus“. Zu diesem Zeitpunkt war die historische Stunde für all jene mutigen und verbitterten, in wirtschaftlicher Hinsicht meist abgesicherten Minderheiten von Interventionisten, Soldaten, Studenten, ehemaligen Offizieren, Idealisten und gewaltbereiten Personen, glühenden Patrioten und nebulösen Revolutionären gekommen, die sich 1919 in der Bewegung „Fasci italiani di combattimento“ zusammenschlossen. Diese idealistischen, bis zu diesem Zeitpunkt jedoch zahlenmäßig geringen und an Mitteln beschränkten Gruppen, erhielten unerwartete Hilfe.

Indem sie fühlten, dass der revolutionäre Elan der Massen abnahm, traten in den agrarisch geprägten Provinzen Norditaliens, in denen der rote Terror am stärksten spürbar war, neue Kräfte auf den Plan. Großgrundbesitzer, kleine und größere Haus- und Grundbesitzer sowie Arbeitgeber unterschiedlicher Sparten lassen den neu gegründeten Faschisten aus nur selten hehren Motiven ihre Unterstützung zukommen. Gerade in diesen Agrarregionen entstehen die ersten „Squadren“ zur Durchführung von direkten Aktionen gegen die Sozialisten, wobei die angesichts zweijähriger banger Ungewissheit und von Eingriffen in ihre Interessen verbitterten Großgrundbesitzer diese Trupps umfassend unterstützen oder sich in vielen Fällen ihnen auch selbst anschließen. Die Staatsmacht verhält sich diesem Kampf gegenüber mit Gleichgültigkeit, die dem Faschismus mehr als gelegen kommt. So kann man beobachten, dass die Masse der Bauern, in vielen Fällen auch unbewusst, beginnt, sich dem Faschismus zuzuwenden, wobei dieser Zulauf mit der gleichen Geschwindigkeit und dem gleichen Fanatismus vor sich geht wie jener zum Sozialismus zwei Jahre zuvor. Die Großindustrie ihrerseits erkannte im Faschismus schon bald ein Mittel und einen Weg zur Befreiung vom kommunistischen Albtraum und sparte nicht mit Unterstützung. Auf diese Weise begann sich der Faschismus wie eine ansteckende Erkrankung rasant zu verbreiten.

Dabei muss sogleich festgehalten werden, dass sich die Mittel, derer sich der Faschismus im Kampf gegen die bestehende Ordnung bediente, wesentlich weiter jenseits von Gesetzen und zivilisierten Gepflogenheiten befanden als jene, auf die die Sozialkommunisten bis vor kurzer Zeit

zurückgegriffen hatten. Die berüchtigten Strafexpeditionen gegen Dörfer und Städte nahmen ihren Anfang. Die Zahl der innerhalb eines Jahres in Brand gesteckten Arbeiterheime überstieg zweihundert. Die von den Faschisten geächteten Arbeiterführer verließen ihre Arbeitsplätze. Zusammenstöße, Morde und Gewaltakte standen an der Tagesordnung. Die wohlhabenderen Bevölkerungsschichten wirkten unterstützend, die Presse verschwieg die Ereignisse, und die Staatsmacht stellte sich blind und taub, weshalb es auch nicht verwundert, wenn der Verfasser dieser Broschüre behauptet, dass „der Faschismus in den letzten zwei Jahren einen Kampf mit neunundneunzigprozentiger Siegeschance führt“.

Die Antwort der Sozialisten fiel anfangs kaum weniger unblutig aus und bestand aus brutalen Übergriffen, wobei ihr Kampf jedoch unorganisiert und vereinzelt blieb, sodass ihr Widerstand zusehends abnahm. Somit hatte sich die Geschichte abermals einen Streich erlaubt. Denn während die Sozialisten lange Diskussionen und Referenden „für den Einsatz von Gewalt“ oder dagegen austrugen, begann eine entschlossene und rücksichtslose Minderheit damit, den Kampf aufzunehmen und menschliches Blut zu vergießen.

Das Kleinbürgertum, entzweit und kleinlich wie auch sonst überall auf der Welt, erhielt durch die neuen Kämpfe ein halblegales, neues Mittel zur Ausübung ihres alten Hasses und ihrer niedrigen Instinkte. Das gewährte Ausbleiben von Konsequenzen und die zugesicherte Straffreiheit bei welchem Verbrechen auch immer, der Kult um den Knüppel (der besungene „manganello“) und die Browning wirkten sowohl auf romantisierende Jugendliche wie auch auf kriminelle Typen überaus anziehend.

Wer im November 1921 während des Faschistischen Kongresses in Rom die Aufmärsche sah, bei denen die Anhänger der Bewegung in schwarzen Hemden und mit Totenkopfsymbolen, zerzausten Haaren und in zackigem Stehschritt auftraten, der konnte sehr wohl die Herkunft und den weiteren Weg des Faschismus erkennen. Abgesehen von so manch einem begeisterten, bärtigen Professor, von Söhnen aus besserem Hause und Studenten mit Brillen handelte es sich bei den Aufmarschierenden durchwegs um die brutalen und wenig gebildeten Antlitze gewaltbereiter Provinzler. Kahlköpfig, von der Kälte blass und blau und mit einer gewissen wütenden Begeisterung trugen sie ihre Flaggen, brachten ihre charakteristischen Parolen („Me ne frego! Disperata“*) vor

* „Das ist mir egal!“ „La Disperata“ war eine der faschistischen Squadren (von 1921 bis 1945) und zugleich die Leibgarde von Gabriele D'Annunzio.

und schwingen ihre knorrigen Knüppel oder auch nur einfache Stücke unbearbeiteten Eisens oder Bleis, die offensichtlich an die Tradition der zahlreichen Prügeleien erinnern sollten. Alle waren sie typische Radaubröder.

Es war dies die kalte und rohe Provinz, die erfüllt vom Wunsch nach Kampf und Macht nach Rom gekommen war; es war dies die Kehrseite des erfolglos gebliebenen Kommunismus eine Invasion des Gesindels von Morgen und von Emporkömmlingen.

Man wies mich auf einen Mann in der ersten Viererreihe dieser lebhaften und endlosen Kolonne hin, über den man damals noch kaum sprach. In einem dunkelbraunen, langen Mantel, mit breitem, gelblichem Gesicht und leuchtenden großen Augen schritt er zackig einher und stach jedem ins Auge. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas Rohes und zugleich Mönchhaftes. Dieser Mann war Benito Mussolini.

Auf diesem Kongress hörte man auf ihn bezogen das erste Mal das Wort „Duce“, und damals wurde es der breiteren Öffentlichkeit wohl erstmals klar, dass dieser Mann es war, der den Faschismus repräsentiert und an seiner Spitze steht. Ein Jahr später hob ihn diese finstere und schäumende Menge auf ihre Schultern und machte ihn zum Herrn über Italien und dessen Schicksal.

Über diese Person wurde vieles geschrieben und ist einiges bekannt.

Dieser „grausame Sentimentale“ aus der Romagna – ein erfahrener, findiger, wendiger und energischer Politiker, der weder unter einer überschweren Last an Wissen noch an Skrupeln litt und ein guter Kenner der Massen war – stellte mit seinem kometenhaften Aufstieg alle anderen Kriegs- und Nachkriegskarrieren europäischer Persönlichkeiten in den Schatten. Man vergleicht ihn mit Napoleon, und es hat den Anschein, dass ihm dieser Vergleich nicht unangenehm ist.

Der Verfasser dieser Broschüre charakterisierte ihn als einen Menschen, der im Bedarfsfalle leicht seine Formen und Ideen ändert, dessen Haupttriebfeder aber in „seinem grenzenlosen Individualismus“ liegt. Mit einem „unterdurchschnittlichen“ Wissens- und Bildungsgrad, ohne tiefere Kenntnis von keinem einzigen der konkreten Probleme, aber „mit einer großen Gabe zur Vereinfachung und dem Befehlston eines Menschen, der tief davon überzeugt ist, eine Mission zu erfüllen“, hinterlässt er bei den Massen den Eindruck eines „Menschen voller Kraft und Willen, der weiß, wie es geht, was er will und wo sein Ziel liegt“.

Vielleicht ist seine Seele eine Mischung aus Revolution und Reaktion, Gott und Satan, Gutem und Bösem. Er besitzt alle erforderlichen Ei-

genschaften, um das Schicksal eines ganzen Volkes in seine Hände zu nehmen, aber es ist unmöglich festzustellen, wie groß seine Kraft, seine konstruktive Stärke und seine konkreten Möglichkeiten tatsächlich sind.

Es ist verständlicherweise schwierig, auch nur irgendetwas Positives über diesen Menschen zu sagen, der bedingt durch große Erschütterungen aus dem Dunkel der unteren Schichten ganz nach oben gespült wurde und den bereits der Hauch einer Legende und der Rauch eines hysterischen Kultes umwehen. Eine Sache ist jedoch klar: Es ist ihm gelungen, dieser blutigen und düsteren Bewegung namens Faschismus seinen Willen und Namen aufzuzwingen, obwohl er ihr kein größeres und konkretes Programm geben konnte.

Wirtschaftlich geschwächt und durch die sozialistische Anarchie sowie die Kleinkrämerei der bürgerlichen Parteien innerlich zerrissen, wartete Italien auf eine Rettung, egal ob diese von links oder rechts kam. Doch es sei angemerkt, dass das Bedürfnis nach einer aufgezwungenen Ordnung und Autorität sowie das Herbeirufen einer starken Hand nicht nur eine italienische Besonderheit darstellt. Es scheint, als ob man heute auf starke Führungspersönlichkeiten warten würde, gleich wie schlafende Prinzessinnen allerorts ihrer kühnen Helden harren.

In ihren Reden bezeichnen die italienischen Minister diesen Sohn eines Schmiedes aus Predappio heute als „Menschen, der von Gott zur Rettung Italiens gesandt“ wurde. Und tatsächlich ist er im heutigen Italien das „Lex animata in terris, lex legibus omnibus soluta“. Man nennt ihn „LUI“ (ER), und alles steht ihm zu Diensten. Der Staat mit seinen Institutionen ist ihm gegenüber bereit, jeden seiner Befehle in vorauseilendem Gehorsam bedingungslos zu erfüllen, ganz nach dem Motto: Du kannst mir gar nicht so viel befehlen, wie ich zu erfüllen bereit bin!

Um an die Macht zu gelangen und sich an der Spitze zu behaupten, steckte er nicht nur von ihm früher selbst mitbegründete Arbeiterorganisationen in Brand, sondern fügte auch der Mehrzahl der Bildungseinrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft Schaden zu oder zerstörte diese gar. Durch die Oktoberrevolution wurde das Parlament mit Schande überhäuft und sank zur Karikatur seiner selbst herab, die Verfassung wurde verletzt, die Armee ausgespielt und das politische Leben zum Verstummen gebracht. Auch der Krone sollte es nicht besser ergehen.

„Die königliche Einladung an Mussolini, eine neue Regierung zu bilden, stellt ihrer Form nach keine Einladung eines Souveräns an einen Untertanen dar, sondern ist vielmehr die Kompromisshandlung eines Herrschers, der sich einer Revolution ergeben muss, offiziell ihrem Anführer Legitimität zubilligt und sich diesem anvertraut“.

Alle Säulen der bisherigen Ordnung wurden von ihm rücksichtslos umgestoßen, um sein düsteres Bestreben – den bisherigen liberalen Staat durch einen faschistischen zu ersetzen – Wirklichkeit werden zu lassen. Während er die Institutionen des liberalen Staates zerschlägt, gründet er zur gleichen Zeit eine faschistische Miliz, die „Gott (!) und Vaterland“ zu dienen hat und dem „Vorsitzenden des Ministerrates“ untersteht; er errichtet „eiserne Hierarchien“, macht dem Vatikan Avancen und besetzt „alle wichtigen Funktionen mit Angehörigen der Rechten“.

Trotz aller radikaler Maßnahmen im Inneren und der rücksichtslosen, oftmals sehr bildhaften Rhetorik („Auch ich bin ein Arbeiterkind.“, „Meine Regierung ist eine Regierung der Schnelligkeit.“, „Ordnung, Hierarchie, Disziplin!“ usw.) lassen sich nach einigen Monaten weder das eigentliche Ziel dieser Diktatur noch die Konturen des faschistischen Staates erkennen.

Man fragt sich, ob all dies einzig deshalb getan wurde, damit er, Mussolini, mit einigen Provinzadvokaten und ambitionierten Offizieren an die Macht gelangt, um eine gewöhnliche rechte Regierung zu bilden?

*RES**

* Einige Texte zur politischen Lage in Italien verfasste Ivo Andrić unter dem Pseudonym *RES*.

Benito Mussolini

Überall auf der Welt kommt es vor, dass angesehene Persönlichkeiten und Dinge von allgemeiner Wichtigkeit in Zeitungsartikeln und in den hitzigen Köpfen einer ärmlichen Provinz verzerrt und überhöht dargestellt werden, wobei die Provinz in höchstem Maße darum bemüht ist, den anderen Eigenschaften zuzuschreiben, über die sie selbst nicht verfügt. In Italien ist dies offensichtlich häufig der Fall. Menschen und Ereignisse werden hier sehr oft zu Legenden, noch ehe sie ihren Weg in die Geschichtsbücher gefunden haben.

Mit Herrn Benito Mussolini verhält es sich, wenn auch nicht in vollem Umfange, ähnlich. Vor mir liegen drei Biografien zu seiner Person mit eindrucksvollen Bildern und klaren Symbolen, die seine Unsterblichkeit vorwegnehmen. Als Herr Mussolini noch ein armer und ambitionierter Journalist war, gab es zu ihm keine Biografien, und all jenes, was heute über ihn geschrieben wird, hat die Grenzen von Biografien bereits weit hinter sich gelassen. In all diesen Werken wird Benito Mussolini so dargestellt, wie ihn die italienischen Massen sehen wollen und als ein Mensch, wie ihn Italien angeblich benötigen würde. Vor unseren Augen entsteht ein lebendiges Beispiel dafür, wie eine Person mit ihrem Werk gleichgesetzt wird, wie sie ihre persönlichen, wahrhaftigen Züge verliert und wie sie jene Gestalt und jene Bedeutung annimmt, die ihr von den Massen und Ereignissen sogleich verliehen wird, wobei die Zeit dazu angetan ist, diese Eigenschaften stets schnelleren Veränderungen zu unterwerfen. Aus diesem Grund ist es verständlich, dass diese, gegen Ende des Jahres 1922 verfassten Biografien, die der Massenpropaganda und der Erhöhung des Anführers bzw. Diktators dienen sollen, nicht für alle Menschen die gleiche Überzeugungskraft besitzen und auch nicht der einzige Schlüssel zum Verstehen dieser starken Persönlichkeit, ihrer Entwicklung sowie ihres Aufstiegs sein können. Wir werden dennoch den Versuch unternehmen, aus der Masse an Allgemeinheiten, stilistischen Übertreibungen und patriotischen Überhöhungen ein Bild eines Menschen und seines Schicksals zu zeichnen, bei dem auch die Darstellung eines interessanten Diktators, so wie er sich in seinen Reden und Taten vor seiner Machtergreifung präsentierte, nicht zu kurz kommt.

Einer der Autobiografien zu seiner Person zufolge wurde Benito Mussolini am 29. Juli 1883 in Varano de Coeta, Gemeinde Predappio, in der Provinz Romagna geboren. „Die Sonne befand sich bereits acht Tage im Sternzeichen des Löwen.“ Benito, der Sohn von Alessandro Mussolini, war Autodidakt, Schmied von Beruf und Sozialist aus Überzeugung. Zwischen seinem vierten und fünften Lebensjahr lernte er lesen und

schreiben, noch ehe er die Schule besuchte. Streitlustig und vorlaut wie er war, kam es vor, dass er mit blutigem Kopf nachhause kam, doch öfter noch wurden andere Opfer seiner Prügeleien. Leidenschaftlich stahl er Obst von den Feldern und Vögel aus fremden Schlingen. Seine fromme Mutter nahm ihn in die Kirche mit, in der ihn der Weihrauch, die Kerzen und die Orgel verwirrten und ihm unangenehm waren. Später schickte sie ihn in eine Salesianerschule. „Er scheint ein lebhafter Junge zu sein“, sagte der Prior. Einige Jahre verbrachte er in Faenza, ehe er von der Schule gewiesen wurde, weil er einen Mitschüler, der ihn herausgefordert hatte, einen Messerstich versetzte. Seinen Schulabschluss holte er in Forli nach, woraufhin er nach langem Suchen eine Anstellung als Lehrer in der Dorfschule von Gualtieri fand.

Bereits als Schüler verfasste er revolutionäre Sonette und temperamentvolle Literaturkritiken. Als Lehrer in Gualtieri lebte er ruhig und wohlgeordnet. „Jeden Sonntag gab es eine Tanzveranstaltung. Ich habe sie besucht.“

Doch bereits vor langer Zeit wurde von irgendjemandem irgendwo bedauernd festgestellt: „Es ist schade, dass so ein großer Geist als gewöhnlicher Lehrer arbeitet“, und Mussolini entschloss sich, in die Schweiz zu gehen, um die Welt kennenzulernen, sich weiterzubilden und sein Glück zu versuchen.

Schon bald hatte er das Wenige, was er besessen hatte, verbraucht. Er war gezwungen, sein Geld durch das Schleppen von Ziegeln zu verdienen, unter Brücken zu schlafen und sogar zu betteln, bis er eines Tages wegen Landstreicherei und Erwerbslosigkeit verhaftet wurde. Er lebte für sein Dafürhalten ausreichend lange in der Schweiz, die ihm „von Verhaftung bis zur Universität“ so manches zu bieten wusste. Danach kehrte in seine Romagna zurück und wurde Journalist. Er organisierte Streiks, rüttelte die Massen auf, erlebte seine ersten Erfolge als Redner und die ersten persönlichen Enttäuschungen. Es folgte eine Übersiedlung ins Trentin, wo er bei der Zeitung „Popolo“ des verstorbenen Cesare Battisti tätig war, doch schon bald wurde er von der österreichischen Polizei nach Italien abgeschoben. In Forli gründete er die Zeitung „Klassenkampf“. Sein aufbrausendes Wesen und seine Kompromisslosigkeit in Auseinandersetzungen sprachen sich bald herum. Er wurde zum Herausgeber der Zeitung „Avanti“ bestellt. Wegen seines Temperaments kam er bereits zu dieser Zeit mit weniger radikalen orthodoxen Marxisten in Konflikt. Er organisierte die so genannten „roten Sonntage“, die mit ihren Brandstiftungen und Gewaltexzessen jeglicher Art Angst und Schrecken bei den Großgrundbesitzern hervorriefen und mit ihrer über-

mäßigen Heftigkeit auch die führenden Exponenten der Sozialistischen Partei zu beunruhigen begannen. Bereits damals scherte Mussolini aus der Parteidisziplin aus und begann angesichts seiner überaus radikalen, aber nur in geringem Maße sozialistischen Methoden mit der Parteiführung in Konflikt zu geraten.

Zu Kriegsbeginn 1914 erwies er sich als unerbittlicher Revolutionär im internationalen Geiste, der keine Grenzen und keine Volkszugehörigkeit, sondern nur die Interessen des gesamten Proletariats kannte. Heute, wo Mussolini italienischer Regierungschef und Diktator ist, drucken sozialistische Blätter gerne Auszüge aus seinen Artikeln und privaten Briefen aus dieser Zeit ab.

Aber schon bald nach den ersten Kriegsmonaten ging in Mussolini ein plötzlicher und unerwarteter Wandel bezüglich seiner Meinung zum Krieg und zu den Aufgaben der Sozialdemokratie in diesem vor sich. Es ist dies ein dunkler Fleck in seinem Leben, über den alle Biografien mit Schweigen oder nichtssagenden Phrasen hinweggehen.

War sein Glaube an den Sozialismus, so die Meinung eines Mannes, schon bis dahin nicht frei von jeglichem Zweifel, so habe die „grandiose Tatsache eines europäischen Krieges seine geistige und intellektuelle Krise vertieft“. Er wechselte, so wie dies ein anderer Biograf klingend und kryptisch beschreibt, „von den Barrikaden des Opportunismus zum Glauben an die Schützengräben“ über.

Er vertrat offen die Meinung, dass der europäische Krieg ein revolutionäres Phänomen sei, in dem die größten Festungen der Reaktion, Österreich und Deutschland, zu Fall gebracht werden müssten. Zu diesem Zwecke müsse man, gemeinsam mit der Bourgeoisie, alle Kräfte zur Erringung des Sieges bündeln, woraufhin der revolutionäre Prozess von selbst in Gang käme und seinen Weg fortsetzen würde. Die Führung der italienischen Sozialistischen Partei – damals eine der konservativsten in ganz Europa – trat jedoch einhellig gegen diese Auffassungen ihres führenden Redakteurs auf. Am 25. November 1914 wurde Mussolini aus der Partei ausgeschlossen. Auf einer dramatischen Sitzung an diesem entscheidenden Tag verteidigte Mussolini seine Ansichten als einzig wahre revolutionäre Standpunkte, die für das Proletariat von Nutzen wären. Aus seiner wortgewaltigen und kühnen Verteidigungsrede konnte man bereits damals so manche Wesenszüge des künftigen Diktators erkennen.

„Die Zeit wird weisen“, rief er all jenen zu, die ihn verurteilten, „wer von uns Recht und wer Unrecht hat in dieser schrecklichen Frage, die sich dem Sozialismus bislang noch nie gestellt hat, weil es in der Ge-

schichte der Menschheit bis dato einfach noch keinen Konflikt wie diesen gab, in dem sich Abermillionen von Proletariern gegenüberstehen. Ein Krieg wie dieser ist keine alltägliche Sache, denn hier werden Erinnerungen an die Epoche Napoleons wach. Im Jahre 1814 fand die Schlacht von Waterloo statt, und vielleicht wird 1914 ein anderes Prinzip zu Fall gebracht und eine andere Krone zerbersten; vielleicht wird die Freiheit gerettet und eine neue Ära in der Weltgeschichte und im Besonderen in der Geschichte des Proletariats beginnen, das mich in allen kritischen Zeiten an dieser Stelle gesehen hat, genauso wie es mich auch auf der Straße sehen konnte. Ich aber sage ihnen, dass ich von nun an weder Erbarmen noch Mitleid mit all jenen haben werde, die in dieser tragischen Zeit auf Grund der Angst, ausgebuht und beleidigt zu werden, nicht ihre Stimme erheben. Mit allen unehrlichen Menschen und mit Feiglingen werde ich weder Erbarmen noch Mitleid zeigen!“

Nach seinem Ausschluss aus der Partei gründete Mussolini noch im selben Monat seine Presseorgan „Popolo d’Italia, cotidiano socialista“.

Im Zuge der leidenschaftlichen Polemik, die damals ihren Anfang nahm, offenbarte Mussolini zwei gänzlich widersprüchliche Gesichter. Für seine bis vor kurzem noch an seiner Seite stehenden Kameraden aus der riesigen Sozialistischen Partei wurde er zum verachteten Verräter, zum abenteuerlichen Renegaten und Überläufer, der nach französischem Gold beehrte und dessen neu gegründete Zeitung auf der Tasche des französischen Botschafters Barrère lag. Für die interventionistischen Nationalisten war er ein Idealist, „ein Mensch, der sich auf sich selbst gestellt mutig gegen ein Heer von Feinden erhoben hatte, ein Mensch großen Gewissens und ungekannten Mutes“.

Was trifft nun wirklich zu? Durch den Nebel und Rauch dieser wilden und schicksalhaften Polemik hindurch lässt sich nur schwer die historische Wahrheit erkennen. Es sollen hier weder die Motive für Mussolinis Gesinnungswandel noch die Mittel, auf die er in seinem Kampf zurückgriff, eingehend erörtert werden. Diese Biografien voller Glaube und Begeisterung sind dabei am allerwenigsten dazu angetan, uns Material für eine Analyse zu liefern. Doch eines ist bereits jetzt klar: Mussolini hatte zu diesem Zeitpunkt, auch wenn er dies nicht zugab, die Positionen eines sozialistischen Ideologen verlassen und begonnen, eine „Politik der Realität“ zu betreiben und entsprechend den „Bedürfnissen des Augenblickes“ zu agieren, so wie er sich heute auszudrücken beliebt. Als Beweis dafür sei ein charakteristischer Auszug aus seiner großen Rede angeführt, die er im Dezember 1911 in Parma hielt:

„Neben der bürgerlichen pazifistischen Bewegung, über die kein Wort vergeudet werden muss, gibt es noch eine andere pazifistische Bewegung internationaler Natur, und das ist die der Arbeiter. In diesem Krieg erwies sich diese als unzulänglich. Die Deutschen, die als Beispiel hätten vorangehen sollen, scharten sich wie ein Mann um die Fahne des Kaisers. Der Verrat der Deutschen zwang auch die Arbeiterschaft der anderen Länder, die Standpunkte der Nation und der nationalen Verteidigung einzunehmen. Die deutsche nationale Einmündigkeit nahm die nationale Einmündigkeit der anderen Länder vorweg. Mit gutem Recht wurde gesagt, dass es mit der Internationalen wie mit der Liebe sei: Es sind zwei erforderlich, anderenfalls kommt es bloß zu einer unfruchtbaren Selbstbefriedigung. Die Internationale existiert nicht. Sie ist seit gestern tot, und es ist unmöglich vorherzusagen, wie und in welcher Gestalt sie sich morgen darstellen wird. Die Wirklichkeit kann nicht ausgelöscht werden, und man kann über sie nicht hinwegsehen, weil sie sich uns dadurch zeigt, dass sich Abermillionen von Menschen, mehrheitlich Arbeiter, auf den bluttriefenden Schlachtfeldern Europas gegenüberstehen. Die Neutralisten riefen bis zur Heiserkeit „Nieder mit dem Krieg!“, wobei sie das Grotteske und Feige dieser Worte nicht erkannten. Es ist eine grausame Ironie, „Nieder mit dem Krieg!“ zu rufen, während in den Schützengräben gekämpft und gestorben wird.“

Die Grundbotschaft seiner damaligen Reden kann wie folgt zusammengefasst werden: „Es gilt zu arbeiten, voranzuschreiten, zu kämpfen, und wenn notwendig, auch zu sterben. Die Neutralen haben zu keiner Zeit den Lauf der Dinge beeinflusst, sondern sich diesem ergeben. Das Rad der Geschichte wird von Blut angetrieben.“

In diesen sieben Monaten der Neutralität, von November 1914 bis Mai 1915, begann er eine umfassende Kriegspropaganda zu entwickeln, in die er all seine jugendliche Energie und sein wildes Temperament, aber auch seine gewonnenen Erfahrungen und seinen ganzen politischen Instinkt investierte. Er begab sich auf Reisen, hielt Reden, schrieb, überzeugte, schmeichelte, hetzte, drohte dem König mit der Republik, Giolitti und den Ministern mit dem Tod und ganz Italien mit der Revolution. Es ist bekannt, dass, D'Annunzio ausgenommen, kein einziger anderer Interventionist mit einem derart hohen Maße an Energie und Erfolg den Gedanken an eine Kriegsbeteiligung vertrat.

Als Italien am 24. Mai 1915 endgültig in den Krieg eintrat, begab sich Mussolini im Unterschied zu D'Annunzio und der Mehrzahl der anderen Interventionisten nicht unverzüglich an die Front. Seine Gegner bezeichneten ihn als „Drückeberger“, und auch seine Freunde warfen

ihm dies vor. Bissolatti, der, obwohl alt und schwach, bereits als Feldwebel an der Front gewesen war, ließ Mussolini vorwurfsvoll wissen, dass es Zeit wäre, die Feder abzunehmen und sich ein Gewehr zu greifen. Aber noch ehe Mussolinis Jahrgang in den Kampf befohlen wurde, zog er als Korporal mit elf Schützen-Regimentern los. Vor kurzem wurde Mussolinis Fronttagebuch abgedruckt. Die darin enthaltenen Kommentare sind verwunderlich kurz und trocken. Sie zeigen einen Mann der Tat, der eine Reflexion des Erlebten zu meiden und beinahe zu verachten scheint.

Einige Monate später wurde der Korporal Mussolini verwundet. „Im Schützengraben an der ersten Frontlinie“, behaupten seine Anhänger. „In der Etappe von einem Querschläger“, meinen seine Gegner.

Nachdem er seine militärische Pflicht erfüllt hatte, kehrte er nach Mailand zurück, um in Artikeln und Reden die Ziele des Krieges zu erklären und für sie zu werben sowie um die Kämpfer zur Zähigkeit und die Bevölkerung zur Ausdauer aufzurufen.

Es ereignete sich die Niederlage von Caporetto*. Seitdem sich die Menschen der Geschichte gewahr wurden, war es so, dass die Massen für Niederlagen stets Schuldige suchten, wobei dies meist außerhalb der eigenen Gruppe geschah. Als Kenner der Massen wich Mussolini nicht um einen Schritt zurück, zeigte keine Reue und wurde nicht kleinmütig, sondern ging in die Offensive. Während die Massen begannen, jene zu beschuldigen, die sich für den Krieg stark gemacht hatten, verwies Mussolini mit großem Geschick auf die gegnerische Seite. Die Sozialisten hätten ihn sabotiert, aber auch die Staatsführung wäre ein schlechter Strategie gewesen. In seiner großen und taktisch überaus geschickten Rede, die er Anfang 1918 in Rom hielt, trat er mit der Furchtlosigkeit eines geborenen Volkstribuns vor die Massen hin, um ihnen zu schmeicheln, um sie zur Reue aufzurufen und um sie schließlich zu führen. An dieser Stelle sei ein wenig mehr auf diese Rede eingegangen, weil sie für die Person B. Mussolinis in vielerlei Hinsicht charakteristisch ist.

Er verhielt sich angesichts der Niederlage von Caporetto wie ein Prüfer, der eine Gewissensprüfung vornimmt, die natürlich wohlgefällig für ihn und Seinen und vernichtend für seine Gegner ausfällt. „Wir alle sind schuld“, so seine Worte. „Und wir, die wir im Mai 1915 den Krieg wollten, haben einen großen Fehler begangen, für den wir nun büßen.“

* Es handelt sich dabei um die slowenische Ortschaft Kobarid – Schauplatz der Schlacht von Karfreit als letzte der Isonzoschlachten im Oktober 1917.

Wir, die wir den Krieg wollten, hätten damals die gesamte Macht an uns reißen müssen!“ (Tosender Applaus).

Nachdem er sich und den Seinen Edelmüt und Umsicht als Makel zum Vorwurf gemacht hatte, stürzte er sich auf die Staatsführung, die er als „Leute aus der Vergangenheit und Bürokraten, die zu viel Salz in die Wunden des Volkes gestreut“ hätten, bezeichnete. Er fiel über die Sozialisten her, die im Parlament den Krieg als „unnötiges Abschlagen“ bezeichnet hatten, während die Blüte der italienischen Jugend an der Front zu Tode kam. Auch führte er Russland als furchtbares Beispiel für einen pazifistischen Irrtum an. Vor fünfzehntausend Menschen, die die Scham der Niederlage verspürten und froh waren, dass ihnen nun endlich jemand die Schuld nahm und sie auf andere abwälzte, rief Mussolini, mit gelbem Antlitz, feuchten Lippen und glühenden Augen in die Menge: „Es ist nun weder der Augenblick zu weinen noch eine süßliche Politik zu betreiben. Es ist keine Zeit für Engel in diesem dämonischen Krieg! Ich suche hartherzige Gemüter. Ich halte nach einem rohen Menschen Ausschau, der über genügend durchschlagende Energie und Erbarmungslosigkeit verfügt, um zu strafen, um ohne Zögern loszuschlagen und um umso heftiger anzugreifen, je stärker der Gegner ist.“ (Die Menge, die die Anspielung verstand, erhob sich von ihren Plätzen und brach in Applaus aus.)

Ich habe diesem Auftritt Mussolinis ganz bewusst mehr Platz eingeräumt, weil er am besten zu zeigen vermag, dass der *Diktator* Mussolini nicht so unvermittelt und zufällig in Erscheinung trat, wie dies oftmals von wenig informierten Personen behauptet wird.

Nach Kriegsende lag Italien erschöpft vom Kampfe darnieder, man war unzufrieden mit den Früchten des Sieges und erschüttert von wirtschaftlichen und politischen Krisen. Angesichts dieses Katzenjammers tendierten die stets gewaltbereiten und für extreme Ideen zu gewinnenden italienischen Massen hin zu den aus Russland kommenden Tendenzen, die im Lande auf fruchtbaren Boden fielen und nur allzu gut dem geistigen Zustand und der physischen Erschöpfung dieser Massen entsprachen. Vor gewisser Zeit wurde an dieser Stelle (siehe „Jugoslavenska Njiva“, 1923. II. S. 344) bereits eine kurze Darstellung Nachkriegsitaliens gegeben. Für Mussolini wie auch für die Ideologie, die er vertrat, brach nun die wohl schwierigste Phase an.

Es hat tatsächlich den Anschein, als ob Mussolini Recht hatte, als er im November 1914 vom Krieg als revolutionäres Phänomen sprach und seinen sozialistischen Kameraden als dessen Folge ein Aufbrechen der alten Prinzipien, den Fall vieler gekrönter Häupter und eine bessere Zu-

kunft des Proletariates prophezeit hatte. Aber der Lauf der Geschichte ist oft sonderbar, denn nun sollte es ausgerechnet Mussolini selbst sein, der mit so manchen Ergebnissen des Krieges, die er selbst vorhergesagt hatte, nicht zufrieden war. Es muss angemerkt werden, dass er in den vier Kriegsjahren Zeit gehabt hätte, mit seiner rein sozialistischen Vergangenheit abzurechnen und ins Reine zu kommen. Denn das Feuer des „revolutionären Phänomens“, das in dieser Nachkriegszeit durch ganz Europa spukte, war in ihm selbst bereits seit langer Zeit erloschen und trat nun in einer festen und gänzlich anderen Überzeugung zu Tage. Noch im Jahre 1917 ließ er in seiner Zeitung „Popolo d' Italia“ den Untertitel „sozialistische Tageszeitung“ entfernen. Dieser Eingriff war nur noch kosmetischer Natur, denn das Blatt hatte längst aufgehört, sozialistisch zu sein.

Mussolini und der Sozialismus beschritten zwar getrennte Wege, aber in seinem Innersten blieben dennoch einige Methoden sowie die vielfältig und mühsam angeeignete Erfahrung eines Organisators und Kenners der Massen zurück. Diese Methoden und diese Erfahrung sollten nun der Konterrevolution dienen, und zwar konkret der Zurückdrängung des Sozialismus sowie sodann seiner gänzlichen Eliminierung aus dem öffentlichen Leben. Aber davon wird später noch die Rede sein.

Im März 1919 unternahm Mussolini den ersten Versuch eines groß angelegten Organisationsvorhabens. In Mailand kam es unter seinem Vorsitz zu einem Treffen ehemaliger Interventionisten – mehrheitlich Personen ohne politischen Einfluss und ohne größeres gesellschaftliches Ansehen –, die den Grundstein für die Organisierung der zahlenmäßig kleinen und wenig straffen Kämpfervereinigung „Fascio dei Combattenti“ legten. Das dabei beschlossene Programm war umfangreich und verschwommen, nationalistisch im Kern, aber auch voller sozialer Neuerungen, ohne die ein politisches Programm im damaligen Italien undenkbar gewesen wäre und die sich der Faschismus erst später wie ein überflüssiges Dekorobjekt abzuwerfen getraute.

Die gesamte italienische Presse begegnete diesem ersten und wahrlich blassen Versuch mit geringschätzenden Kommentaren oder bestenfalls mitleidigem Schweigen. Geleitet vom Gefühl, dass eine rechte Politik wohl die beste Politik sei, verschärfte Mussolini seinen Ton noch weiter und schwamm gegen den Strom so gut er konnte. Aus seinen Artikeln dieser Tage sprechen ein kaum verhohlener Zorn und eine geballte Faust. Auf die Geringschätzung und das Schweigen der Medien antwortete er: „Es wird jedoch der Tag kommen, an dem ihr über den Faschismus sprechen werdet. Oh, und wie ihr das tun werdet!“

Bei den Wahlen im Jahre 1919 trat Mussolini in Mailand an, aber seine Liste erhielt nicht einmal tausend Stimmen. Anstatt einen Zustrom an Wählern zu haben, kamen endlose Kolonnen von Sozialisten unter sein Fenster, die „Es lebe Russland! Nieder mit Mussolini!“ riefen. In diesen Tagen soll er, wie ein Journalist erzählt, mit einem großen Kavallerierevolver neben sich in der Redaktion gesessen sein und gedroht haben, dass er „zumindest zwei Personen umbringt, ehe man ihn selbst zur Strecke bringt.“

Im März 1919 wurde in Florenz der zweite Kongress der Faschisten abgehalten. Hinsichtlich der Zahl und des Ansehens der Teilnehmer immer noch unbedeutend, vermochte dieser Kongress einzig die ganzen faschistischen Unstimmigkeiten in Bezug auf das Verständnis von Gesellschaft und Staat aufzuzeigen. Zugegen waren sowohl Republikaner als auch Monarchisten, Katholiken wie auch Liberale, sowohl Großgrundbesitzer als auch zur Hälfte Kommunisten. Mussolinis Sympathien galten dabei offensichtlich eher dem liberal-republikanischen linken Bündnis, doch mit dem ihm eigenen „lateinischen Pragmatismus“ nahm er meist ziemlich verschwommene Positionen ein und versuchte keinen der beiden Flügel für seine Sache zu verlieren. Indes entwickelte sich der Faschismus weiter und eliminierte die Linken in immer höherem Maße. Aus seiner Sicht musste er dies auch tun, denn das italienische Kapital und die Großgrundbesitzer begannen ihn zu finanzieren, und das offiziell monarchistische Italien tolerierte und schützte ihn dabei.

Wer den Aufstieg Mussolinis seit der Gründung seiner Bewegung begleitete, konnte erkennen, wie in ihm mit jedem Tag die Spuren seiner Vergangenheit weniger wurden.

Schließlich ließ er mit seinem „lateinischen Pragmatismus“ auch der Monarchie und dem Papsttum seine Anerkennung zukommen und „begann, in den Massen, die der Gottlosigkeit und der Demagogie frönten, sein religiöses und aristokratisches Wort zu verbreiten“.

Bei den Wahlen im Jahre 1921 bildete der „Fascio dei Combattenti“ gemeinsam mit den übrigen bürgerlichen Parteien den so genannten rechten Block, und dank dieses Umstandes, der sozialistischen Zerrissenheit und seiner eigenen Energie, die in den meisten Fällen mit Terror gleichzusetzen war, konnte Mussolini aus den erbitterten Kämpfen mit über zwanzig Mandaten hervorgehen. Er wurde in zwei Verwaltungsbezirken, in Ferrara und in Mailand, gewählt, wobei bemerkenswert erscheint, dass er kaum drei Jahre zuvor in Mailand knapp hundert Stimmen erhalten hatte und mit „Mussolini an den Galgen!“ begrüßt wurde.

Im November 1921 wurde, nunmehr in Rom, der dritte Kongress der Faschisten abgehalten. Der Faschismus hatte zu diesem Zeitpunkt bereits erheblich an Macht und Einfluss gewonnen und konnte schon auf eine kleine Geschichte und eine große Hierarchie verweisen. Dennoch war er immer noch eine amorphe Bewegung. Mussolini war derjenige, der diese Bewegung steuerte, er verlieh ihr, trotz einer fanatischen Opposition, die Gestalt einer beständigen und dennoch elastischen politischen Partei, die er mit konkreten Aufgaben konfrontierte und sie so vor Verirrungen und ideologischer Heimatlosigkeit bewahrte. Der Sieg dieser seiner Linie auf dem römischen Parteikongress war gleichbedeutend mit dem endgültigen Sieg der Person Mussolinis in der gesamten Bewegung. Er hatte sich als die einzige Führungspersönlichkeit und wahrer Führer affirmiert.

D'Annunzio, eine der schillerndsten Figuren des nationalistischen Italien, war ab diesem Zeitpunkt ohne Chance. Mussolini, der ihn bei seinen Abenteuern in Rijeka unterstützt hatte, sprach nun offen aus, dass sich D'Annunzio zwar Verdienste um seine Heimat erworben, sich aber „als ausschließlich heroischer und lyrischer Geist“ verrechnet hätte und sich nicht „des Abgrundes, der Poesie von der harten Prosa der Politik trennt,“ gewahr worden wäre.

In der faschistischen Bewegung als solche waren außer Mussolini keine allseits präsenten und starken Persönlichkeiten auszumachen; Mussolini alleine wusste um die wirtschaftlichen Erfordernisse und Alltagsbedürfnisse der unterschiedlichen Schichten, er alleine kannte die großen Sozialbewegungen und war auch Teil derselben, er verfügte über große organisatorische und politische Erfahrung sowie über die angeborenen Eigenschaften eines Mannes, der zu kämpfen und zu befehligen versteht. Um ihn herum waren entweder junge Leute, Idealisten, bescheidene und emsige Mitstreiter ohne breiteren Horizont und ohne Erfahrung oder auch Abenteurer, unruhige Geister sowie Leute mit militärischer Ausbildung und militärischem Denken, die nicht einmal im Traum daran dachten, Wortführer zu sein. Die wenigen redegewandten Advokaten und Professoren machte sich Mussolini mit übermächtiger Kraft untertan oder drängte sie an den Rand.

Die Zeit zwischen dem Kongress in Rom und den Marsch auf die Hauptstadt im Oktober 1922 war für den Faschismus die Zeit des ununterbrochenen Sammelns von Kräften. Gleichzeitig nahm Mussolini immer mehr die Allüren eines Diktators an, der sich mit der Ausübung einer Parteidiktatur auf die bevorstehende Diktatur an der Spitze des Staates vorzubereiten schien. Er zeigte wahrlich alle Attribute eines Dikta-

tors: Rücksichtslosigkeit, Findigkeit und organisatorische Fähigkeiten. Anstatt abzustößen, wirkte seine rohe Rücksichtslosigkeit anziehend. Er drang in die Seele der von ihm zu durchsetzen gewünschten Massen ein und nutzte geschickt deren jeweilige Stimmungen aus. Er brachte die in demokratischen Tagen geächteten und von den italienischen Massen so sehr geliebten glanzvollen Manifestationen und Zeremonien ins öffentliche Leben ein, wies dem Wort wieder den ihm zustehenden Platz zu und bestellte ein breites Feld für lokale Leidenschaften, Eitelkeiten sowie persönliche Ambitionen. Im Gegensatz zu den Sozialisten geht er in diesen Tagen mit der Idee der Opferbereitschaft, der Befolgung der Ordnung, des Verzichtes und des blinden Gehorsams auf die Massen zu. Er verstand es, sie an jenem Punkt zu treffen, der in der menschlichen Seele unsterblich ist und der bloß gefunden werden muss. Als Belohnung für Kampf und Entsagung verspricht er außer Begeisterung für eben diesen Verzicht rein gar nichts. „Ein Faschist hat die Pflicht, alles für das Heimatland zu geben und dafür keine Belohnung zu verlangen.“

Es versteht sich, dass er mit dieser Taktik nur bei Minderheiten, einem Teil der Intelligenz und bei der Jugend Erfolg haben konnte. Doch verfügte er auch über weniger idealistische Mittel für die breiten Massen. Er gründete faschistische Gewerkschaften, die anfangs schwach waren und belächelt wurden, in denen sich später aber tausende Arbeiter wiederfanden, weil diese Gewerkschaften der Macht nahe standen und allein schon deshalb von den Arbeitgebern respektiert wurden.

Den vermögenden Klassen, die sich entweder im Krieg bereichert hatten oder angesichts des Nachkriegschaos verbittert und ermattet waren, stellte er ein abgesichertes und friedliches Genießen ihrer Besitztümer in Aussicht. Den Patrioten versprach er Ordnung im Lande und Ansehen nach außen; all jenen, die gekämpft hatten und insbesondere den Offizieren – Respektierung und Anerkennung ihrer militärischen Verdienste, der von der Nachkriegspsychose erfassten Jugend – Sport und Abenteuer, ungehindertes Ausleben ihrer Leidenschaften, ausgelassene Festlichkeiten, schwarze Hemden sowie billigen Ruhm. Aber auch mit all jenen, denen er nichts in Aussicht zu stellen hatte oder die von seinen Geschenken nichts wissen wollten, wusste er zu verfahren: Er überließ sie skrupellos den Aktionen seiner „Squadren“, d. h. Prügel, toxisches Rizin, Brandschatzung und Schmähungen jeder Art.

Auf diese Weise ging das Wüten Mussolinis und die Zerschlagung der Sozialistischen Partei und von Sozialkommunisten aller Art vor sich, und so zerstörte er das ohnehin schwer erschütterte Ansehen der demokratischen Staatsordnung.

Als Sieger in diesem blutigen und erbitterten Kampf standen Mussolini nun alle Türen offen. Der Staat war vor ihm, wie die Königstochter vor dem Heiligen Ritter Georg, auf die Knie gesunken. Es fehlte nur noch ein letzter, symbolischer Akt. Diesen setzte Mussolini mit dem unblutigen und überaus theatralisch inszenierten Marsch auf Rom, für den er fünfzigtausend Schwarzhemden bereitstellen konnte. Mussolini übernahm die Macht vom gutherzigen Facta* und trat sodann im schwarzen Hemd und atemlos vor den König hin und empfing aus dessen Händen (besser wäre: ergriff) die Macht über Italien.

Unter dem Eindruck des Taktes triumphaler Aufmärsche nehmen an dieser Stelle die eingesehenen Biografien ihr Ende. Hier wollen auch wir enden, denn alles, was nun folgen würde, wäre eine Kritik an Mussolinis Taten, die vielleicht Aufgabe und Inhalt eines der folgenden Berichte sein wird.

RES

* Es handelt sich um Luigi Facta, den letzten Premierminister Italiens vor der Machtübernahme Mussolinis.

Der Fall Matteotti

Die Krise des Faschismus hat begonnen. Und dies auf Grund des Falls Matteotti. Ein Fall, der in gleichem Maße kriminell wie furchtbar, banal und alltäglich ist. Kriminell und furchtbar deshalb, weil nämlich in Europa, genauer in einem Land, das sich selbst als die Wiege des Rechts bezeichnet, am helllichten Tage mitten in Rom sechs Söldner einen wehrlosen Parlamentsabgeordneten, gleichzeitig Sekretär einer Partei, ergreifen, ihn aus der Stadt schaffen, töten, die Leiche verstümmeln und ihm somit auf grausamste Weise das Leben nehmen. Für all jene, die in Italien leben, ist es jedoch mittlerweile eine banale und alltägliche Sache, dass zehn junge Männer in schwarzen Hemden einen Parlamentsabgeordneten, der ihnen „nicht zu Gesichte steht“ packen und ihn verprügeln. Und dabei hängt es nur vom Zufall ab, ob ein solcherart drangsalierter Parlamentsabgeordneter mit einer längeren Bewusstlosigkeit und schwereren Verletzungen davonkommt oder sich der Angriff als tödlich erweist. So etwa wurden die sozialistischen Abgeordneten De Vagno und Piccinini getötet und der Liberale Amendola verprügelt. Was könnte man hier nicht noch alles aufzählen, gibt es doch nur wenige Gegner der Faschisten, die die faschistischen Methoden entweder am eigenen Leibe oder an ihrem Besitz noch nicht zu spüren bekommen haben. Die faschistische „Strafe“ wird stets exekutiert, rücksichtslos, mit einer mathematischen Sicherheit und mit überaus hoher Geschwindigkeit. Selbst ein faschistischer Abgeordneter, Professor Misuri, der es gewagt hatte, im Parlament eine Rede voll der Kritik an Arbeit und Methoden einiger führender faschistischer Exponenten zu halten, wurde zwei Stunden später von stets gleich agierenden „unbekannten, jungen Leuten“ aufs Furchtbarste verprügelt. Ganz zu schweigen von der Provinz, in der sich allseitige Gewalttaten und häufige Morde zum Hauptwesenszug des Faschismus und zu einer für diesen dauerhaften wie sicheren Methode entwickelten.

Und in beinahe keinem einzigen Fall konnten die Täter ausgeforscht und ihrer Strafe zugeführt werden.

Gerade auf Grund dieser Umstände bildete sich auch jene besondere Psyche der jungen (und auch alten) Schwarzhemden heraus. Die Straffreiheit, die auch bereits während der früheren Regierungen bestand, als der Faschismus noch eine „ecclesia militans“ war, nahm nach der Machtergreifung Mussolinis absolute Züge an. Und nicht nur das. Die blutgierige Ereiferung begann allmählich auch belohnt zu werden.

Mit Mussolinis Machtergreifung traf aus der Provinz ein ganzer Schwarm junger Menschen, Anwaltsanwärter oder oft auch nur Reser-

veoberstleutnante in Rom ein, die sich Verdienste um den Faschismus erworben hatten. Diese nahmen die höchsten Funktionen in den wichtigsten Ministerien ein und fingen damit an, die Segnungen der ihnen schon nach kurzer Zeit zu Kopfe gestiegenen Macht unter sich aufzuteilen. Sie erhielten die höchsten Orden und Auszeichnungen, ihnen wurden (unter Steuerbefreiung!) Titeln von Baronen verliehen, und einige wurden auch von Mussolini selbst mit Damen aus dem Adelsstand verheiratet.

Auf diese jungen Menschen, die über Nacht zu Macht und Ansehen gelangt waren, folgte sogleich eine neue Welle von Helfershelfern, von deren Kampfesgenossen und armen Verwandten aus der Provinz. Und so mancher, der bis vor kurzem als Gemeindebeamter oder Sekretär einer örtlichen Gruppe der faschistischen Partei in Cosenza oder anderenorts in den Abruzzen Dienst versehen hatte, fand sich nun als Leiter einer ganzen Abteilung wieder, hatte sich ein Monokel angesteckt und begann zu fühlen und zu demonstrieren, was Macht bedeutet. Diese ganze Welt der Neuankömmlinge bestand in der Regel aus Angehörigen der Kriegsgeneration, die in einer Kultur der Gewaltverherrlichung, des persönlichen Heldenmutes und halsbrecherischen Risikos aufgewachsen war; eine Generation, die erlebt hatte, wie man tötet, verschwendet und verprasst, die aber nie gesehen hatte, wie man langsam und mühsam etwas schafft und errichtet, mit Entbehrungen und ohne pompösen und schnellen Erfolg. Es ist dies eine Generation außergewöhnlicher Maßstäbe – außergewöhnlich sowohl im guten als auch im schlechten Sinne.

Im Namen der Gesetzmäßigkeit, von Recht und Ordnung an die Macht gebracht, hätten sie auf nationaler Ebene daran gehen müssen, die bestehenden Gesetze anzuwenden und wohlüberlegt neue einzuführen. Doch stattdessen bildete sich eine unglückliche und vor allem antipathische Mischung aus revolutionärem Gehabe und gesetzlichen Maßnahmen heraus. Dort, wo es in der Partei oder in gewissen ihrer Gremien angebracht und nützlich erschien, wurde das bestehende Gesetz mit voller Härte und unter Sanktionierung durch die Staatsmacht zur Anwendung gebracht, und dort, wo es weder dienlich noch brauchbar erschien, wurde an den faschistischen Methoden aus der Zeit vor der Machtergreifung festgehalten: meuchlerisches Verprügeln einzelner Personen, Zerstörung des Hausrates, Niederbrennen von Zeitungsredaktionen.

In diesen Wirren kam es natürlich leicht vor, dass die rücksichtslosesten, großtuerischsten und verantwortungslosesten Elemente mit kriminellem Instinkt und ohne jedwede Ideologie zu Einfluss gelangten. Und so begann sich in kurzer Zeit auch etwas heran zu entwickeln, was

von der oppositionellen Presse heute unverblümt als „Bande aus dem Viminale“ (das Palazzo Viminale ist der Sitz des Innenministeriums) oder faschistische Tscheka* bezeichnet wird.

Es versteht sich von selbst, dass diese jungen Leute – auch wenn es sich bei ihnen um von Natur aus edle und anständige Menschen gehandelt haben mag – mit ihren hohen Titeln und geringer Erfahrung, mit breiter Machtfülle und schwach entwickeltem Verantwortungsbewusstsein sowie angesichts ihrer Lobpreisung seitens der Presse und der Gesellschaft nicht in der Lage waren, all jene dunklen Elemente, die sich – je höher sie Leiter empor klonnen – in zusehends größerer Zahl um sie scharten und für sie immer wichtiger wurden, im Zaum zu halten.

Und so entspann sich – im Schatten der unantastbaren Person Mussolinis – im Namen des heilbringenden Faschismus eine wilde Jagd nach Geld und Rängen; es kam zu einer bewussten Ausnutzung von Positionen, Erpressungen von Industriellen, kurz – ein widerwärtiger Tanz von Emporkömmlingen und Abenteurern.

Nachdem sie nun die Süße des Sieges erfahren und von den Früchten der Macht gekostet hatten, begannen diese großen und kleinen Exponenten des Faschismus noch empfindlicher auf Kritik zu reagieren und Gegnern mit stets wachsendem Misstrauen zu begegnen. Indem sie an schnelle Abrechnungen gewohnt waren und des Gefühls für das Gesetz und dessen Geist beraubt waren, fingen sie verständlicherweise damit an, sich der bereits erprobten Mittel zu bedienen, die sich als verlockend einfach und so überaus erfolgreich erwiesen hatten. Anstatt auf die eindringlichen und kleinlichen Interpellationen der Sozialisten, Liberalen und anderer hartnäckiger Kritiker zu antworten, die jeder wahre Faschist als traurige Überbleibsel aus der „Zeit der Prostitution“ vor dem großen Jahr 1922 verachten hätte müssen, begann das Innenministerium damit, Angriffe auf jene Abgeordneten zu planen, die solche Interpellationen vorgebracht hatten oder dies tun könnten. Der blutige Knüppel des Faschismus trat seinen Weg aus den Räumen der Parteiorganisationen in staatliche Behörden und in die zuständigen Ministerien an. Und war dieser Weg erst einmal beschritten, war es nicht leicht, ihn wieder zu verlassen. Dies erwies sich auch deshalb als umso schwieriger, weil diese Clique von Arrivisten über kein Gespür für maßvolles Handeln verfügte bzw. dieses auch nicht besitzen konnte, keine Macht über den

* Tscheka (bzw. russ. ČK – Črezvyčajnaja komissija) – im Jahre 1917 in Russland gegründete Abteilung für die Staatssicherheit; die Vorläuferorganisation des nachmaligen KGB.

eigenen Appetit wie auch jenen nüchternen Blick auf die Dinge besaß, den nur eine durch Arbeit und Erfahrung geschaffene Kultur freigibt. Stattdessen begingen die Fäuste dieser Desperados Gewalttat um Gewalttat, noch ehe man sich in all der Wut zu entsinnen vermochte, dass die Plätze Rom nicht die engen Straßen der Heimatorte waren, in denen man sich gegenseitig ohne die Gefahr von Strafverfolgung und Zeugenaussagen verprügelte und dass letztendlich nicht ganz Italien bloß eine einzige kleine faschistische Grafschaft war und auch Europa nicht gänzlich ohne Gewissen agierte.

So war es zur Ermordung des Abgeordneten Matteotti gekommen. Und diese Tat sollte auch der Tropfen sein, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Der Tag, an dem Giacomo Matteotti verschwand, wurde als „Caporetto fascista“ (faschistisches Karfreit)* bezeichnet. Dieser Tag stellte nun plötzlich den Beginn der Krise des Faschismus dar. Mussolinis Reihen „ruhmreicher, unbesiegter und unbesiegbarer Schwarzhemden“ waren unsicher geworden. Bisläng verborgene Gegner begannen ihr Wort zu erheben, falsche Freunde fielen ab, und unter den bedächtigeren Anhängern machte sich Empörung breit. Kritik begann sich zu regen.

Die geeinte Opposition, von Kommunisten bis hin zu Klerikalen, zieht aus dem Parlament aus. Im Senat hält Senator Albertini eine Rede frei von Angst und voll von Anschuldigungen. Am Lungotevere de Arnaldo de Brescia, wo Matteotti verschwand, ist an einer Wand ein schwarzes Kreuz aufgemalt, und der gesamte faschistische Verwaltungsapparat, der den angesehenen Parlamentsabgeordneten umzubringen vermochte, hat nicht die Kraft, dieses primitive, von einer Arbeiterhand gezeichnete Teerkreuz zu entfernen, sondern muss wie gelähmt mit ansehen, wie dieser Ort zum Zentrum des antifaschistischen Italien wird.

Im Lichte des verachteten Gesetzes zeigte sich das unförmige Gesicht eines Schwarzhemdes, und die ganze Welt zeigte sich empört. Die Ängstlichen vergaßen ihre Angst und die Rücksichtsvollen ihre Rücksichtnahme. Der Faschismus begann das erste Mal ins Wanken und Taumeln zu geraten. Und auch Mussolini selbst konnte nicht anders, als seinen Blick in der Anwesenheit von Matteottis Witwe zu senken, die den „verstörten Duce“ mit einem einzigen Satz in Bedrängnis gebracht hatte:

* Das heutige slowenische Kobarid.

„Exzellenz, ich bin gekommen, um von Ihnen die Leiche meines Mannes zu fordern, um ihn anzuziehen und beizusetzen.“

Und nichts weiter. Kein Wort über Sühne, Hilfe, das Gesetz oder Strafe. Ganz so, als könne man diese Dinge von der Parteiführung, die ihren Willen als absolutes Gesetz und einzige mögliche Daseinsform allen und allem aufgezwungen hatte, weder einfordern noch erwarten.

Aber nun sah sich der Faschismus plötzlich dem Gesetz untertan, über das er sich erheben wollte, und er blickte der Demokratie ins Auge, die er hunderte Male für tot erklärt hatte und die sich nun zur Rache anschickte. Nun ist sie hier – kampfeslustig und lebendig –, und auch das Donnern allzu unverfrorener Phrasen kann sie nicht zum Schweigen bringen, genauso wie auch Matteottis Mörder mit der Hupe ihres Autos nur vorübergehend die Hilferufe ihres Opfers übertönen konnten.

Auf dem großen Volkskongress der Faschisten, der in diesen Tagen in Rom stattfindet, werden Zeichen vernommen, die eindeutig sind. In der Partei, die auf einem streng hierarchischen System, dogmatischer Fixierung und bedingungsloser Unterordnung unter eine Person beruht, werden die Stimmen von Revisionisten, Terribilisten und Integralisten laut; es kommt zur Herausbildung eines rechten und linken Flügels sowie eines Zentrums. All dies nach den ewigen Gesetzen der Menschheit, ohne hieratische Gesten und die magischen Formeln der Jahre 1921 und 1922. Mussolini, der einst so gerne über Religion und den mittelalterlichen Heldenmut seiner Squadren sprach („es gibt in der Tat so etwas wie Religion in dieser Armee von Freiwilligen, die nichts fordert und zu allem bereit ist“), nahm nun wieder ein menschliches Antlitz an und gab auf diesem Kongress eine wesentlich kritischere Definition des Faschismus zum Besten – voller Verbitterung und Drohungen, aber auch mit mühsam angeeigneter Bescheidenheit („Denn der Faschismus wird nämlich, meine Damen und Herren, genau das sein, zu dem er auserkoren ist, eine Mischung – oder ein Prüfstein – mehr oder weniger edler Leidenschaften, doch ist er die einzig starke, aktive und würdige Zukunft, die das italienische Volk besitzt!“). In seiner letzten Rede, in der unter dem friedvollen und ehrwürdigen Ministerfrack immer stärker das desperate schwarze Hemd zum Vorschein trat, bezog Mussolini erstmals seit langer Zeit eine verteidigende Position. Er ging dabei so weit, dass er seine Partei mit einer belagerten Festung verglich, die sich bis zum letzten Atemzug verteidigen werde. Er brachte die neue Phrase ins Spiel, dass man „ein gefährliches Leben leben muss“ („Vivere pericolosamente“). Mit dieser Phrase, die in ziemlich übler Weise irgendwo zwischen dem überholten D’Annunzio und dem ermatteten Marinetti anzusiedeln ist,

wandte er sich endgültig den radikalen rechten Kräften seiner Partei zu und identifizierte sich gänzlich mit jenen Schwarzhemden aus der Provinz, die einige Tage nach Matteottis Tod auf den Straßen Roms marschiert waren und skandiert hatten:

„Wir sind Florentiner,
zwischen den Zähnen tragen wir ein Messer,
wehe dem, der uns anrührt!“

Zumindest bislang war Herr Mussolini immer ein guter Taktiker mit der Gabe, Ereignisse zu erkennen und vorauszusehen. Und wahrscheinlich unterliegt er auch jetzt keinem Irrtum und tut dies, was seiner Meinung nach am ehesten den Interessen seiner Partei entspricht. Aber gleichzeitig zeigt er auch auf, wie weit er und seine Partei von der Normalität und einer konstruktiven Arbeit entfernt sind, über die er bis vor kurzem so sehr zu sprechen beliebte.

Die Krise des Faschismus hat begonnen. Die Frage ist, wie lange sie dauern und wie sie enden wird. Wir haben die Freude, ihre Symptome zu erkennen und sie in die Reihe an Erscheinungen einzufügen, die, langsam aber stetig, zu besseren Gesellschaftsformen und einer höheren und gerechteren Ordnung führen.

RES

Die Lage in Italien

In der Geschichte des Faschismus ist eine neue, für objektive Beobachter interessante Zeit angebrochen. Der Faschismus triumphiert das zweite Mal. Auch nicht in den Tagen seiner Machtergreifung im Oktober 1922 war der Faschismus organisierter, entschlossener und kämpferischer als jetzt. Nachdem er über Matteottis Leiche gestolpert war, ging er zwar zu Boden, doch fiel er nicht, sondern richtete sich rasch auf und setzte seinen Weg fort. Heute ist die Opposition, die sich auf den Aventin zurückgezogen hat, uneins und unentschlossen und diskutiert mehr darüber, ob sie ins Parlament zurückkehren oder ihre Abstinenz fortsetzen soll. Zum Jahrestag der Ermordung Matteottis am 10. Juni d. J. war die Opposition nicht einmal in der Lage, eine Gedenkveranstaltung abzuhalten. Ihre Presse ist durch die drakonischen Maßnahmen wie gelähmt. Die faschistische Miliz wurde nicht, so wie von der Opposition gefordert, aufgelöst, sondern ist besser bewaffnet als je zuvor. Hr. Mussolini selbst hält drei Geschäftsbereiche in seinen Händen. Das ist die heutige Lage.

Man muss aber darauf achten, um welchen Preis es dem Faschismus gelungen ist, seine Gegner zu zerschlagen, zum Schweigen zu bringen und an der Macht zu bleiben. Er tat dies dadurch, indem er den kleineren Wechselbrief durch einen anderen, größeren, ersetzte; die Krise des Faschismus hat sich definitiv und offensichtlich zu einer Krise Italiens ausgeweitet. Es ist nun keine Rede mehr von einer „Normalisierung der Lage“, die Hr. Mussolini einst zu einer der Hauptaufgaben der Regierenden erhoben hat. Man spricht nicht mehr über das einst beliebteste Thema – die Beruhigung der Gemüter –, sondern über einen Kampf bis zum Äußersten. Die geistigen Barrikaden sind höher als je zuvor.

Die Richtung, die der Faschismus nach Mussolinis kompromissloser Rede vom 3. Jänner d. J. eingeschlagen hat, wird mit Volldampf weiterverfolgt. Seit dieser Zeit bis zum heutigen Tage sind in dieser Hinsicht viele und wichtige Änderungen erfolgt. Zum Chefsekretär der faschistischen Partei wurde der bekannte Farinacci ernannt, die Geißel der Provinz Cremona, einer der extremsten, großtuerischsten und brachialsten Vertreter des Faschismus. Es wurde eine ganze Reihe von Gesetzen verabschiedet und ein ganzes Paket an Maßnahmen umgesetzt, um die „Faschisierung Italiens“ zu besiegeln: das Gesetz über das Frauenstimmrecht bei Gemeindewahlen, das Gesetz über Geheimvereine, das Beamtengesetz, das Pressegesetz u. a. All diese Gesetze tragen die faschistische Handschrift – ohne allzu große Rücksichtnahme und ungeachtet der Verfassungsbestimmungen, der politischen Gepflogenheiten und Traditionen sowie der Gefühle und Gedanken des nichtfaschistischen Italien.

Die Art und Weise, wie diese Gesetze beschlossen werden, ist noch bezeichnender. So etwa wurde das Gesetz über das Frauenstimmrecht vom Parlamentsgremium mehrheitlich abgelehnt. Als aber Hr. Mussolini wissen ließ, dass es sein Wille sei, dieses Gesetz zu beschließen, nahm es das Gremium einstimmig an und verkaufte es vor dem Parlament als sein eigenes. Die Juristen des Gremiums teilten vor dem Plenum offen mit, dass sie von ihrer Überzeugung her immer noch gegen das Gesetz seien, sie sich aber „als disziplinierte Faschisten dem Willen des Führers beugen“ und dafür stimmen.

Das Beamten-gesetz, von Form und Inhalt her einzigartig, besitzt folgenden Inhalt: Bis 31. Dezember 1926 hat die Regierung das Recht, jeden Staatsbeamten und jeden Staatsbediensteten zu pensionieren oder aus dem Staatsdienst zu entlassen, wenn „sein Verhalten im Dienst und außerhalb des Dienstes nicht vollständig zu garantieren vermag, dass er seine Funktion ergeben ausübt und er sich nicht in eine Lage begibt, die mit den politischen Hauptzielen der Regierung unvereinbar ist“.

Vergeblich wies die kleine Opposition – d. h. die wenigen Abgeordneten, die sich nicht in Abstinenz üben – auf die ganzen Nachteile dieses Gesetzes und dessen unvorhersehbare Folgen in Gerichtswesen, Armee u. a. hin. Und auch die gemäßigten Faschisten bemühten sich um Abschwächung des Gesetzes. Zwei ihrer Abgeordneten legten als Zeichen des Protestes ihre Mandate nieder. Doch es war alles umsonst. Der Führer blieb unerbittlich, und die entfesselte Mehrheit beschloss auch dieses Gesetz. Und nun wird die Säuberung ihren Anfang nehmen.

Die beste Erklärung für eine solche Art des Regierens bieten die am 21. Juni d. J. beim faschistischen Kongress in Rom gehaltenen Reden. Mussolini verherrlichte in seiner Ansprache Gewalt und Terror als „höchst moralische“ Dinge, wenn sie im Namen einer Idee zur Anwendung kommen. Im Besonderen schoss er sich auf die Intellektuellen ein. Unter dem begeisterten Beifall des Kongresses ließ er wissen: „Ich gebe zu, dass ich keine einzige Seite von Benedetto Croce gelesen habe.“ Und der Generalsekretär der Partei, der ehemalige Eisenbahner Farinacci teilte seinerseits nachdrücklich Folgendes mit: „Schon immer haben wir große Gelehrsamkeit und die so genannten Intellektuellen verabscheut.“ Man benötige nicht allzu viele Inhalte, meinte er. „Wenige Ideen, aber die müssen klar sein!“ Auf diese Weise trägt der Faschismus immer stärker einen seiner Hauptwesenszüge nach außen, den Antiintellektualismus.

Wir haben in den vorangegangenen Artikeln bereits auf gewisse Ähnlichkeiten zwischen dem Faschismus und dem Futurismus hinge-

wiesen. Wenn die Futuristen schon immer Faschisten gewesen sein sollen, dann werden die Faschisten anscheinend immer mehr zu Futuristen. Auf dem diesjährigen Kongress wurde von Mussolini selbst gesagt, dass es nicht ausreiche, dass der Faschismus bloß eine Partei sei, sondern er vielmehr eine bestimmte Lebensart werden müsse, die „vor allem aus Mut, Furchtlosigkeit, Liebe zum Risiko und Abscheu gegenüber saturierter Friedseligkeit“ zu bestehen habe. Im öffentlichen wie auch im privaten Leben solle man stets bereit sein, das eigene Leben zu riskieren; alles Erstarrete und Eingerostete gelte es zu verachten. Dadurch werde der Typ eines neuen Italieners entstehen, und man könne sodann von einem „faschistischen Menschen“ sprechen, wie man auch von einem „Renaissancemenschen“ oder einem „römischen Menschen“ spricht. Der Faschismus müsse ein Labor sein, in dem mit künstlicher Selektion neue Typen und neue Klassen entstehen, die das Hauptziel des Faschismus in die Tat umsetzen: ein italienisches Imperium. Auf dem Weg zu diesem Ziel gelte folgende Parole: „erstens: absolute Unversöhnlichkeit, ideell wie praktisch; zweitens: die ganze Macht in die Hände des Faschismus.“

So sprach Hr. Mussolini, der Ministerpräsident, Verteidigungs- und Außenminister ist. Noch klarer und entschlossener ist die faschistische Zeitung „Impero“. In ihrer Ausgabe vom 18. Mai d. J. schreibt sie Folgendes: „Seine riesige Aufgabe wird der Faschismus nicht nur auf dem politischen Feld bewältigen können.“ „Der Faschismus ist ein Produkt des Krieges und muss auch mit Krieg zu Ende geführt werden.“ „Unser Land wird nur mit einem großen Krieg etwas erreichen können – einem Krieg, den wir weder herausfordern noch suchen, dem wir aber mit frohmütiger Tapferkeit, die Völkern eigen ist, die zur Weltherrschaft auserkoren sind, begegnen werden.“ „War der letzte Krieg ein Befreiungskrieg, so wird der nächste Krieg ein Krieg um die Vormachtstellung sein.“ „Das italienische Volk ist ein Volk von Heiligen, Kriegern und Rhapsoden, die die Zukunft mit dem mystischen Feuer ihres Glaubens erobern werden ...“ „Der nächste Krieg wird – verzeihen Sie das Wortspiel – ein futuristischer Krieg sein.“ „Es wird die bewusste, stolze, optimistische und demonstrative Anstrengung eines Volkes sein, das gesund und stark ist und nach Expansion und Herrschaft strebt ...“

All diese Reden und Texte, die uns unwillkürlich an die Kriegs- und Vorkriegsideologen Deutschlands erinnern, mögen für sich genommen in einem Land, das an Phrasen und Paradoxa gewohnt ist, noch nicht allzu viel bedeuten. Als Symptome jedoch sind sie lehrreich und interessant. Für jemanden, der die Entwicklung des Faschismus beobachtet hat, zeigen sie klar die Abwege, die der Faschismus auf seinem Weg einge-

schlagen hat. Die inneren Zustände im Land treiben ihn auf diesem irri- gen und schiefen Weg immer weiter. Die Opposition, so sehr sie auch inhomogen, zahllos und durch eine Reihe von entschlossenen Maßnah- men verwirrt sein mag, leistet im ganzen Land einen hartnäckigen und dumpfen Widerstand. Es meldet sich die Untergrundpresse zu Wort, und der Geist der Opposition breitet sich durch Flüstern aus, dieses uralte Mittel der Unzufriedenen und Verfolgten.

Gleichzeitig sieht sich die Regierung mit den schweren wirtschaftli- chen Problemen des Landes und besonders auch mit dem Problem der italienischen Währung konfrontiert, deren Oszillationen ernsthaft Sorge bereiten. Hr. Mussolini muss all seine großen Energien einsetzen. Derje- nige, der Italien regiert, wird in diesem Jahr keinen Sommerurlaub ha- ben.

Die Krise des Faschismus – Die Krise Italiens

Nach der Ermordung des Abgeordneten Matteotti (siehe: „Jugoslavenska njiva“ vom 16. August 1924, Nr. 8) und der allgemeinen, der Tat folgenden Verbitterung hatte die Krise des Faschismus stürmische und ruhige Zeiten durchlebt, bevor sie sich schließlich in den letzten Tagen zu einer Krise des gesamten Landes und seines politischen und öffentlichen Lebens ausweitete. In letzter Zeit, von Juni 1924 bis Anfang 1925, entwickeln sich die Dinge mit halsbrecherischer Geschwindigkeit und erfüllen Italien mit einem unheilschwangeren Donnerrollen und dem Gefühl des Bevorstehens eines unausweichlichen Orkans.

Schon bald nach der Ermordung des sozialistischen Abgeordneten verließ die ganze Opposition – insgesamt hundertsiebzehn Abgeordnete, darunter Sozialisten aller Schattierungen, die klerikalen Bürgerlichen, die Linksliberalen und noch einige kleinere Gruppen – das Parlament und zog sich als quasi Trotz-Parlament auf den Aventin zurück. Obwohl die Opposition eine Minderheit ist, ohne die das Parlament auch weiterhin arbeitsfähig ist, und obwohl sie ihrer Zusammensetzung nach sehr bunt und sich über die Endziele uneins ist, so war ihre Aktion dennoch bemerkenswert und fruchtbringend. Im Besonderen kam der Opposition die Presse zu Hilfe, unabhängig davon, ob es sich um die sozialistische, liberale oder klerikale handelte. Die größten und angesehensten Tageszeitungen Italiens kann die Opposition somit auf ihrer Seite wissen. Diese Presseorgane, mit dem „Corriere della sera“, dem kämpferischen „Mondo“ und dem gemäßigt liberalen „Giornale d’Italia“ an der Spitze, betrieben einen systematischen und hartnäckigen Kampf, der zuerst gegen die Mörder und die, die sie angeheuert hatten, und dann auch gegen den Faschismus insgesamt gerichtet war. Diese Presseorgane hielten ihre Leserschaft laufend in aufgeregter Erwartungshaltung und erweckten in ihr eine moralische Revolte, vertieften sich in die Gründe für das Verbrechen und weiteten den Kreis der materiellen und moralischen Verantwortung immer weiter aus. Zu Opfern dieses Vorgehens wurden nicht nur die direkten Schuldigen, sondern auch viele intellektuelle Ausprägungen des Faschismus. So kam es zur Verhaftung von Cesare Rossi, dem Chef des Pressebüros der Regierung, und die beiden Untersekretäre Acerbo und Finzi wurden, wie auch der berüchtigte Polizeichef General De Bono, unter äußerst harten Bedingungen zum Rücktritt gezwungen. Der Prozess gegen den Faschismus hat begonnen, und nun, da er einmal seinen Anfang genommen hat, erscheint es wahrscheinlich, dass er auch vor der Person Mussolinis nicht Halt machen wird.

Ende Dezember des vergangenen Jahres druckte die in Rom erscheinende Zeitung „Mondo“ mit dem Memorandum des verhafteten Cesare Rossi ein Dokument ungewöhnlicher Brisanz ab. Denn während er sich noch vor der Polizei versteckte und sich von den Seinigen verlassen und „den Gegnern des Faschismus geopfert“ sah, versuchte sich Rossi zu verteidigen, indem er in der Manier von kleinen Delinquenten den Großteil der Schuld auf seine ehemaligen Kameraden und im Besonderen auch auf den Führer des Faschismus, Mussolini selbst, abwälzte. Auf dieses Schuldbekenntnis Rossis hin legte Mussolini ein gänzlich neues und bislang unbekanntes Gesicht an den Tag, nämlich nicht nur sein direktes, impulsives und unerbittlich ungeschminktes, an das wir uns bei seinem öffentlichen Agieren und seinen zahllosen Anekdoten sowie Darlegungen seines Lebens bereits gewöhnt hatten, sondern auch ein verschlossenes, machiavellistisch-berechnendes, das sein „polterndes und blutrünstiges Temperament“ geschickt zu verbergen vermag. Rossi zufolge habe Mussolini zeitgleich mit seinen versöhnlichen Reden über eine Normalisierung und Lösung der Lage mit unfassbarem Zynismus und einer besser nicht zu wiederholenden Wortwahl die Anordnung erteilt, die Abgeordneten Amendola, Misuri und den faschistischen Dissidenten Forni zu verprügeln. Es gebe beinahe keinen Gewaltakt, so Rossi, den die Faschisten nicht auf Befehl, mit der Duldung oder dem Wissen Mussolinis verübt hätten.

Nicht einmal die faschistische Presse selbst hatte den Versuch unternommen, die Echtheit dieses Dokumentes in Frage zu stellen, doch sprach sie ihm auf Grund der Ungenauigkeit der vorgebrachten Anschuldigungen und wegen Rossis außergewöhnlichen psychischen Zustandes jegliche Bedeutung ab.

Doch ungeachtet dieses Dokumentes wurde die Lage im Land von Tag zu Tag schwieriger. Der Terror der lokalen faschistischen Größen und Anführer, die als „Ras“ bezeichnet werden, wurde mit der Gründung der ausnehmend antifaschistischen Vereinigung „Liberia Italia“ beantwortet, deren Ableger sich rasch über ganz Italien ausbreiteten. Auf die immer stärkere Kampagne der antifaschistischen Presse reagierte die Regierung ihrerseits mit einem Pressedekret, das den Präfekten beinahe unbegrenzte Macht bei der Beschlagnahme oder Schließung gegen die Regierung oder die faschistische Ordnung anschiebender Zeitungsredaktionen verlieh. Die scharfen Angriffe und Anschuldigungen der Oppositionsblätter beantwortete die Führung der faschistischen Partei dahingehend, dass sie allen Redaktionen ihnen ergebener Zeitungen ein Rundschreiben zukommen ließ, in dem sie diese dazu anhielt, alle nach-

teiligen und belastenden Details aus dem privaten und intimen Leben einzelner Antifaschisten zusammenzutragen und hemmungslos darüber zu berichten.

Schläge werden mit Gegenschlägen beantwortet. Nachdem die oppositionelle Presse mit dem Volksgerecht und mit persönlicher Haftbarmachung der faschistischen Führer gedroht hatte, legte die faschistische Presse eine Sprache an den Tag, die sogar für Italien zu temperamentvoll und für die Faschisten zu markig war.

Farinacci, ein berüchtigter „Ras“ aus Cremona, wandte sich „an die auf dem Aventin“ mit der Botschaft, dass sie einzig dann an die Macht gelangen könnten, wenn sie alle Faschisten „in die Sklaverei oder auf den Friedhof“ verfrachten würden. „Militia“, das Blatt des bekannten Triestiner Abgeordneten Giunta, vermeldete Folgendes: „Es versteht sich, dass uns weder der Gedanke zu sterben noch das Erfordernis zu töten Furcht einflößt. Dieses Gebot steht heute an der Tagesordnung und wird auch die Parole des morgigen Tages sein.“ Ein anderes faschistisches Blatt aus der Provinz lässt seine Gegner wissen: „Wir erwarten euch auf dem Platz!“, wobei es die Faschisten dazu aufruft, „ihre Revolver zu reinigen und ihre Messer zu spitzen“.

Das Vorgehen der Regierung und die Methoden des Faschismus führen auch zu einer allmählichen gegenseitigen Entfremdung all jener antifaschistischen Elemente, die der faschistischen Regierung bislang Unterstützung angedeihen ließen. Und auch die Abgeordneten, die sich nicht am Exodus auf den Aventin beteiligten, sondern im Parlament verblieben und keine Faschisten sind, begeben sich in Opposition (so die Gruppe mit den drei ehemaligen Ministerpräsidenten Salandra, Giolitti und Orlando). Auf diese Weise sieht sich die Regierung in jüngster Zeit mit zwei Oppositionen konfrontiert: eine auf dem Aventin, die andere direkt im Parlament.

Im Bewusstsein, dass ihn viele verlassen und sich ihm niemand anschließt, wählt Mussolini eine zweifache Taktik: Rückzug und Angriff zugleich. In der immer stickigeren Atmosphäre praktiziert er in beachtlicher Weise seine erprobten Methoden des Überraschens und Überrumpelns. Gerade, wenn man allerwenigsten damit rechnet, legt er dem Parlament einen Entwurf für eine Reform des Wahlrechts vor – einen Entwurf, der eine Abkehr von Acerbos faschistischer Wahlordnung und eine Rückkehr zum alten föderalen Regionalwahlsystem bedeuten würde. Doch im selben Augenblick schlägt er Gesetzesentwürfe und Reformen vor (Gesetz über Geheimvereinigungen, Änderung des Strafgesetzbuches u. a.), die ihm ein ungestörtes Verfolgen seiner Gegner ermöglichen

würden. In seiner in diesen Tagen vor dem Parlament gehaltenen Rede zeigte Hr. Mussolini abermals einen seiner ungezählten Ausfälle. Er sprach davon, dass er „vor diesem Parlament und dem Angesicht des gesamten italienischen Volkes die ganze moralische, politische und historische Verantwortung für alles Geschehene übernimmt“. Weiters ließ er wissen, dass er bis dato die jungen Kräfte des gereizten Faschismus im Zaum gehalten hätte, nun aber das Maß voll wäre, die Geduld ein Ende habe und er „innerhalb von achtundvierzig Stunden gänzlich aufräumen“ werde.

Dieser Auftritt war nicht weniger brillant und gekonnt als seine bisherigen, er ähnelte sogar vielmehr seiner berühmten, vor einem perplexen Parlament gehaltenen Rede vom 16. November 1922. Gleichzeitig jedoch konnte man fühlen, dass sich die Zeiten geändert hatten, dass heute ein scharfer Wind vom Aventin bläst, der Duce gezwungen ist, sich wie ein normal sterblicher Minister zu verteidigen und dass sich hinter dem wohl kalkulierten Zorn Besorgnis verbirgt.

Sogleich auf Mussolinis Rede folgte das angekündigte Aufräumen: ein verschärftes Vorgehen gegen die Presse, ein Verbot von Vereinen und zahlreiche Hausdurchsuchungen. Doch es sollten noch einige Male achtundvierzig Stunden vergehen, ohne dass wirklich aufgeräumt worden wäre. Auf all die Verfolgungen antwortete die Opposition mit ihrem Manifest vom 9. Jänner 1925, in dem in etwa Folgendes festgehalten wurde: Geeinter als je zuvor beschuldigt die Opposition vom Aventin die Regierung und den Präsidenten, der sich, wäre er ein Privatmann in einem freien Land, vor Gericht verantworten müsste, sich hier aber hinter seiner Funktion verstecken kann. Dem Faschismus ist es nicht gelungen, weder in seinen Reihen noch in Italien nachhaltig Ordnung zu schaffen; in den zwei Jahren seiner Regierungsverantwortung, die für alle Nichtfaschisten mit Leid gepflastert sind, ist das Volk zur Erkenntnis gelangt, dass man den Faschismus verurteilen muss, wobei gegen diese Verurteilung kein Rechtseinwand zulässig ist. Denn 1925 ist die Lage eine andere als im Jahre 1922. Möge der Faschismus ruhig seinen Druck und seine Gewalt erhöhen, er wird dadurch nur ganz Italien in einen einzigen Aventin verwandeln u. Ä.

So ist es heute um den geistigen Zustand Italiens bestellt. Faschismus und Antifaschismus liefern sich einen Kampf, vergleichbar dem zweier unversöhnlicher und in Fahrt gekommener Mächte, denen ein katastrophaler Zusammenprall bevorsteht. Sowohl die eine als auch die andere Seite hat ihre Kämpfer und ihre Waffen, ihre Fanatiker und ihre Märtyrer. Kann ein blutiger Zusammenstoß vermieden werden? Und

wenn dieser kommen sollte – wie wird er aussehen, welche Folgen wird er haben –, das fragt sich heute die italienische Öffentlichkeit.

Die moralischen und materiellen Interessen Italiens sind nach Meinung des Auslands abermals bedroht; das seit 1921 in Vergessenheit geratene Wort „Bürgerkrieg“ findet wieder Eingang in die Redaktionsstuben der Zeitungen. Angesichts der instabilen Stimmungslage in der italienischen Bevölkerung und der Geschwindigkeit, mit der sich die politische Lage und auch die Kräfteverhältnisse häufig und unvermittelt ändern, ist es nicht leicht zu sagen, welche Formen der heute in Italien ausgetragene Kampf noch annehmen und wann er zu Ende sein wird. Eines jedoch steht fest: In diesem Kampf werden die Positionen des Faschismus immer ungünstiger. Mit unfassbarer und selbstmörderischer Geschwindigkeit erhöht er die Zahl seiner Gegner und lässt nicht davon ab, mit nicht durchdachten Aktionen Verwunderung hervorzurufen. Immer deutlicher zeigt sich, dass er weder in der Lage ist sich zu beherrschen noch das Land zu regieren. Zum Schluss bleibt nur noch eine Frage offen: Wie und wann wird der Faschismus die Macht verlieren; nach einem Blutvergießen oder nach einer mehr oder weniger heftigen politischen und parlamentarischen Krise. Mit anderen Worten: Wird Hr. Mussolini zu der ihm zur Verfügung stehenden Gewalt greifen, oder wird er den Palazzo Chigi in resignierender Würde verlassen, „ohne die Tür hinter sich zuzuschlagen“?

Ein Kriegsbuch von Gabriele D'Annunzio

Das Idol des heutigen (nicht nur literarischen Italien), der größte Verfechter einer italienischen Weltkriegs-Intervention, der Dichter und besungene Kämpfer vieler Schlachten zu See, Lande und in der Luft, der „Kommandant“ des unglückseligen Rijeka, der geistige Führer des heutigen „Neuen Italien“, Gabriele D'Annunzio, brachte (ungeachtet der abgedruckten Reden) mit „Notturmo“ sein erstes Kriegsbuch heraus.

Das Durchlesen dieser gut einundachtzig Fragmente auf fünfhundert Seiten erfordert viel Zeit, und noch länger dauert es, bis man in sich selbst alles aufarbeiten und zu gewissen Schlüssen kommen kann. Noch schwieriger ist es jedoch, für andere eine Veranschaulichung eines Buches darzulegen, bei dessen Lesen sich ehrliche Begeisterung und tiefe Enttäuschung bis hin zu mitleidigem Lächeln abwechseln.

Von Zeit zu Zeit arbeitete ich mich durch die Zeilen dieses Prosawerkes hindurch, wobei mich stets Beklemmung erfasste. Aber der eben vergangene und eigentlich noch nicht zu Ende gegangene Krieg ist für uns derartig schicksalhaft geworden und prägt so sehr jeden unserer Tage und jeden Nerv sowohl unserer Generation als auch der zukünftigen Menschheit, dass unser Interesse für alles, was mit ihm in Verbindung steht, verständlich ist. Zudem erscheint Gabriele D'Annunzio sowohl als Literat als auch als Kämpfer als überaus markante und schillernde Figur dieses Krieges.

Nachdem er sich mit seiner Redegewandtheit und der Kraft seiner Person für die Idee einer Weltkriegs-Intervention eingesetzt hatte, nahm D'Annunzio zuerst als Marine- und später als Luftwaffenoffizier an den Kampfhandlungen teil. Im Jahre 1916 wurde er verwundet. Er verlor ein Auge. Während seiner Behandlung musste er wochenlang mit verbundenen Augen und unbeweglich in einem finsternen Zimmer liegen. Um dennoch schreiben zu können, legte man ihm ein Holzbrett auf die Knie, über das er ständig und behutsam einen Streifen grobes Papier (vergleichbar einem Papierband in der Telegrafie) gezogen hielt, auf das er im Dunkeln seine Gedanken, seine Beobachtungen und Erinnerungen notierte. Diese Papierstreifen wurden später äußerst mühevoll dechiffriert und „nicht ohne meinen Widerstand“ in Druck gegeben. Das Ergebnis ist nun dieses Buch mit fünfhundert Seiten.

Stellen Sie sich vor: Ein solch empfindsamer Geist und eine solch mitteiltsame Persönlichkeit mit großer Erfahrung und gelebter Vergangenheit ist zu Unbeweglichkeit und Finsternis verurteilt, ist körperlichen Schmerzen und der Unruhe des Geistes ausgesetzt. Alleine schon die

Umstände, unter denen dieses Buch entstand, machen es zwangsweise interessant. Und tatsächlich beinhaltet es alle Charakteristiken dieser Lebenssituation. Es ist fragmentarisch und hat die Form einer Beichte. Zwei Merkmale, die allen während des Krieges geschriebenen Werken gemeinsam sind.

Bestimmt war der Stil D'Annunzios niemals zuvor lebendiger, konziser und musikalischer. Die wundersame Kraft und die Schnelligkeit, die sich auch bei zunehmendem Alter entwickeln, anpassen und vervollkommen treten vielleicht nirgendwo sonst so sehr zu Tage wie in diesem Buch, was auch auf die Stärke der schöpferischen Kraft und die Originalität der Mittel zutrifft.

Mit dem ganzen Reichtum seines Wortschatzes und der Kraft der Imagination schildert er bis zur Fühlbarkeit und bis ins kleinste Detail seine Schmerzen, vermengt mir fiebrigen Visionen und zahlreichen Erinnerungen an ein langes und bewegtes Leben. Gelegentlich erscheint es ihm, als dringe die ganze Nacht hindurch ein Dämon mit aufgeblasenen und leuchtenden Wangen in sein entzündetes Auge ein, manchmal vermeint er, in seiner Augenhöhle einen eingesperrten Schmetterling, der unablässig mit seinen Flügeln schlägt, oder eine blaue, dralle und unruhige Blume zu vernehmen. Anfälle von Verzweiflung und Hilflosigkeit wechseln sich mit fieberhaften Begeisterungsschüben ab. So kehren die ferne Jugend und die nahe Vergangenheit des Krieges zurück. Es erscheinen gefallene Kriegskameraden, setzen sich zu seinen eingebundenen Beinen und schweigen. Er erinnert sich daran, wie sehr sie ihm lieb und teuer gewesen waren und er sie einen nach dem anderen beerdigte. Erinnerungen und Visionen aus der Kunst. Im ganzen finsternen Chaos und in der ganzen finsternen Größe sieht er das Entstehen der Sixtinischen Kapelle. Er spürt die feine Berührung von Violinen, ihre Vergangenheit und Herkunft. Er hört die Musik Skrjabins und verfasst zu ihr freie Reime. Im Fieber erblickt er das heimatliche Pescara, sein Haus und seine Mutter. Noch einmal durchlebt er alle Gefahren, Genüsse und Erfolge.

„Hier ist es, wo die Poesie meiner Jugend herantritt, ohne den Boden zu berühren, sich langsam und allmählich auftürmt.“

„Ist das meine Magie? Ist die Krankheit also tatsächlich magischer Natur?“

„Alles ist da: die Vergangenheit und die Zukunft. Das ist meine Magie – anstatt zu altern, werde ich immer jünger. Hier sind die alten und die kommenden Zeiten. Das Auge ist der magische Punkt, in dem sich Geist und Körper, Zeit und Ewigkeit vermengen.“

„Was habe ich zu tun? Was soll ich anfangen? In den Dingen entdecke ich neue physische Eigenschaften. In allem, was ich berühre, in allem, was ich höre, fühle ich eine wundersame Originalität.“

„Welche Namen soll ich den Konstellationen geben, die in der Ferne meines Schmerzes erzittern?“

„Ein Wort, das ich in der Dunkelheit niederschreibe, es verliert seine Buchstaben und seinen Sinn. Es wird zu Musik.“

„Ach, Lerche, für dein Gezwitzschers ist ein ganzer Tag nicht ausreichend.“

Oder auch eine Notiz, in deren Einfachheit die tiefe Überzeugungskraft der allergrößten Gedichte liegt und die in Vollkommenheit das endlose Verlassensein und all jenes Graue und Lieblose zum Vorschein bringt, was die Basis des Lebens bildet und was wir in seiner Gesamtheit nur in Krankheit oder Einsamkeit erkennen können.

„In meiner Kindheit, dort unten in meiner Gegend in Pescara, erblickte ich eines Tages am Rande eines Feldes, neben einem Stein, ein Stück Brot.“

„Keiner der Vorübergehenden hob es auf. Auch ich hob es nicht auf.“

Viele Kapitel (im Besonderen das Begräbnis eines gefallenen Kameraden bei der Luftwaffe, die Vision von der Mutter und ein Abend voller Liebe vor dem Dom in Pisa) besitzen ebenfalls diese Kraft der Evokation. Viele Seiten sind voll von Vollendung und Erbauungen durch Musik.

Wir dürfen dabei aber nicht den Gedanken verdrängen, mit dem wir dieses Buch in die Hand genommen haben: Wir wollten etwas über den Krieg erfahren und darüber, was in diesem Zusammenhang Gabriele D'Annunzio denkt und sagt – ein Mann, „der den Krieg wollte“ und der dazu aufgerufen (und verpflichtet) ist, nicht nur dessen Sensationen und Schönheit Ausdruck zu verleihen, sondern auch dessen Opfern Rechtfertigung und Sinn zu geben und – angesichts der Kriegsfolgen – Wege und Lösungen aufzuzeigen.

In dieser Hinsicht ist unsere Enttäuschung absoluter Natur. Die klangvolle Redegewandtheit erscheint als blanker Hohn. Durch Nebel und Feuerwerk der bekannten Rhetorik lassen sich nirgendwo Konturen der Zukunft oder Gedanken an die Gegenwart ausmachen. Der Feind ist unsichtbar, die Bemühungen des Landes erscheinen einzig als egozentrische Theatralität, der Kampf wirkt wie ein Mittel seiner selbst willen, sodass sich ein um Auge und Verstand gebrachter übermenschlicher Äs-

thet zeigt, der nicht einmal über genug Taktgefühl verfügt, angesichts der tatsächlichen und real erlebten Qualen zu verstummen.

Blicke einer fernen Nachkommenschaft als Zeugnis dieses Krieges, den Italien mit so vielen Opfern und inneren Zerwürfnissen führte, nur dieses eine Buch zurück, so könnte sie über ihn entweder eine gehaltlose, falsche oder auch gar keine Vorstellung erlangen.

Vor einem nächtlichen Angriff auf ein feindliches Ufer hielt er fest: „Es geht hier um ein wundersames Spiel, das die ganze Nacht andauern wird.“ Und als sie im Morgengrauen zurückkehrten, nachdem sie einen Torpedo an einem bestimmten Ort abgeschossen hatten, ließ er wissen: „Es sah so aus, als ob die nach den Booten zurückbleibenden Kielwässer riesige Instrumente für meine neue Musik darstellen.“ Oder: „Die Gefahr wirkt auf mich lyrisch.“

Hätte irgendeiner der Unteroffiziere, die mit diesem großen Dichter in dieser Nacht Anstrengung und Gefahr teilten, seine Eindrücke zu Papier gebracht, dann würden diese, so glaube ich, über mehr Leben und lebendige Menschlichkeit verfügen.

Auf allen vergleichbaren Seiten sucht man vergebens nach Zeichen der Gegenwart wie auch nach dem Menschen, „der den Krieg wollte“, und nunmehr nur lyrische, „sich in den bevorstehenden Jahrhunderten der Größe wandelnde“ Bilder und ästhetische Weiblichkeiten eines jämmerlichen „fin de siècle“ beschreibt, denen auch ein Blutbad zu keiner Größe verhilft. Hier gibt es kein Heil und kein Leben und auch keinen ehrenvollen Tod. Kein Wort über unsere furchtbare Zeit.

In einem langen Nachwort erklärt der Dichter das Entstehen dieses Buches und gibt einen kurzen Überblick über seine Kämpfe und Heldentaten. Daraus möchte ich nur eine Stelle anführen, in der es um seinen „Marsch von Ronchi“, die Einnahme Rijekas und den Konflikt mit der italienischen Regierung und Armee geht, der später daraus resultieren sollte.

„Nach dem ungerechten Frieden, haben wir erneut zu den Waffen gegriffen. Alleine, mit einer ausgewählten Schar von Kämpfern, habe ich das serbische Pack und die dreisten Verbündeten aus der Stadt am Kvarner vertrieben. Wo einst ein Handelsstädtchen stand, habe ich eine Stadt des Lebens errichtet, um in ihr abermals das auf dem Altar der Heimat erloschene Feuer zu entfachen und ihr das Antlitz des Sieges und der Größe zurückzugeben, das im eitrigen Sumpfe Roms versunken ist.“

„Das wollte ich, und das habe ich auch getan. Dieser tragische Wille nach Aufopferung wird mir auch bei den kommenden Generationen An-

sehen verleihen. Das Drama des Kvarners ist nichts anderes als das Drama des ganzen Vaterlandes.“

Wenn Sie nun daran denken, dass es hierbei um eine billige, abgesprochene und geplante Aktion, um das nur wenig ehrenhafte und lächerliche Regime in Rijeka geht, dann kommt einem zu gerne die harte Aussage eines italienischen Journalisten über den Dichter in den Sinn, wonach dieser „die Syphilis seiner Literatur nun auch in die Politik einbringt“.

Unsere Absicht liegt aber nun keinesfalls darin, irgendwelche allgemeinen Schlussfolgerungen über die Person des Dichters und seine historische Rolle zu ziehen. Wir vergleichen nur die sonore Leere dieser Zeilen und Seiten D'Annunzios mit der kämpferischen Haltung eines internationalen Faktors – den er selbst gerne darstellen möchte – und mit der Rolle eines geistigen Führers und Schiedsrichters im heutigen Italien, als den ihn seine Landsleute so oft sehen.

Wir haben uns vor der Schönheit verneigt, aber alle Farbenpracht und alles Geklirr können uns nicht davon abhalten, um mit Überzeugung zu erkennen, dass er sich hier laut tönend falscher Götter bedient.

Portugal, ein grünes Land

Morgendliches Erwachen direkt an der portugiesischen Grenze. Ein sonderbares Erwachen, das in seiner Frische und in seinem Grün an Morgen aus Kindestagen erinnert, als wir vom Südwind und vom Plätschern des Wassers und wonnevoll dahinschmelzenden Schnees geweckt wurden. Spanien als etwas Erträumtes und auch Schweres liegt nun hinter uns. Portugal (abermals bricht eine Welle von Erinnerungen aus der fernsten Kindheit herein, als der Name dieses Landes mit Form und Geschmack einer Orange in Verbindung gebracht wurde*) – Portugal stellt sich als grünes Tor zu einem festlichen Morgen dar.

Die Grenzstation und einige Villen. Erste und bescheidene Beispiele der portugiesischen Architektur, die in ihren oberen Etagen in unbekömmlichen Formen von Tropenholz erblüht, mit den typischen Keramikacheln, die uns von einem Ende des Landes an das andere begleiten sollten.

Ein schwacher Kaffee, warmes Mineralwasser, Missverständnisse beim Zahlen und Geldwechseln. Aber ungewöhnlich ruhige und höfliche Zollbeamten, die sich für die Kontrolle des Gepäcks weiße Handschuhe überstreifen.

Es beginnt eine wellige Ebene mit pastellblassem Grünbewuchs. Das Land wirkt karg, nur oberflächlich kultiviert. Nun ziehen Bäume entlang der Strecke die Aufmerksamkeit auf sich, die später in lichte und ausgedehnte Wälder übergehen. Aus der Ferne wirken sie wie Olivenbäume, sind aber wesentlich größer. Ihr Stamm ist gänzlich oder teilweise mit roter Erde bedeckt. Es sind Korkeichen, Bäume, aus denen Kork gewonnen wird. Nach dem Heranwachsen des Baumes wird ein Teil seiner Rinde entfernt, wobei die kahlen Stellen mit roter Erde bestrichen werden. Im nächsten Jahr wird ein anderer Teil der Rinde abgelöst, sodass sie in der Zwischenzeit an der anderen Stelle nachwachsen kann, ehe sie wieder auf die gleiche Weise vom Baum gelöst wird.

Stundenlang fahren wir durch eintönige Wälder mit diesen Bäumen, die wie Schafe vom Menschen geschoren werden.

* Auf Grund der aus dem Griechischen stammenden Bezeichnung *portokáli*, die unter anderem im Türkischen, Bulgarischen und Rumänischen gebraucht wird und auch in Andrićs Muttersprache (sekundär neben *naranča/narandža*) vorkommt.

Um Mittag macht sich die Hitze bemerkbar. Immer öfter erblickt man Villen entlang der Strecke. Unter dem Bogen eines hohen Aquäduktes zeigt sich die blaue Fläche des Meeres.

Lissabon. Ein unruhiges Städtchen auf vulkanischem Untergrund. Nirgendwo auf der Welt sind die Leute ruhiger und höflicher, wenn man mit ihnen persönlich spricht, aber all diese ruhigen und höflichen Menschen gemeinsam erzeugen einen unerträglichen Lärm, der ein Schlafen unmöglich macht.

Die Lissaboner Schüler tragen althergebrachte und zugleich ansprechende Pelerinen. Ohne Kragen, eng an den Schultern anliegend und bis zum Boden reichend sind sie wesentlich schöner als ihre spanischen Pendants. Diese originale Tracht verleiht den Jugendlichen ein gänzlich unmodisches, jedoch äußerst sympathisches Aussehen, das an die Romantik und den besungenen Zauber des Schülerseins zu Zeiten von Branko Radičević erinnert. Beim Betrachten dieser finster blickenden jungen Menschen mit nachdenklichem Gesichtsausdruck, der die Unruhe und die Sehnsucht ihrer Lebensphase verrät, erweckt sich der Anschein, dass das hier die wahre, vergängliche Jugend ist, die man ebenso wenig anhalten kann, wie auch eine Verständigung mit ihr nicht möglich ist.

Frühaufsteher werden in Lissabon mit einem besonderen Anblick belohnt: Fischerfrauen, die die Fische in großen geflochtenen Körben vom Hafen in die Stadt tragen. Das vollkommene Gleichgewicht zwischen ihren Körpern und der getragenen Last, das Lächeln im Gesicht und das Lied auf den Lippen verleihen dieser Prozession der arbeitenden Frauen nicht den Anschein von Broterwerb und harter Arbeit, sondern eher etwas Ausgelassenes und Feierliches. In Gruppen gehen sie vergnügt ihres Weges und tragen ihre Last einem Schmuckstück gleich auf dem Kopf, unterstützt von Brust, Hüften und den sonnengebräunten bloßen Füßen. Eine von ihnen ging alleine – wer weiß, welcher Schmerz sie quält! – und gab mitten auf der Straße verzückt ein Lied zum Besten. Lange blieben meine Augen an ihr haften. Vom Lied verstand ich nur zwei Worte aus dem Refrain, die ich mir ins Gedächtnis einprägte, aus Angst, sie bloß nicht zu vergessen. Auch heute noch kann ich mich an diese zwei Worte erinnern. Und immer, wenn ich sie aus meiner Erinnerung hervorkrame, scheint es, als würde ich zwei unterschiedlich gepolte elektrische Drähte verbinden; meldet sich in mir die Melodie eines fremdes Landes, eines Sommers, des Meeres und reinen Vergnügens.

Aber es ist nicht Lissabon, das in meiner Erinnerung dieses feierliche Land zu dem macht, was es ist. Rund zwanzig Kilometer von der Hauptstadt entfernt, steht an einem dunklen Hügel angelehnt und auf die

vom Meer begrenzte Ebene ausgerichtet ein kleines Städtchen, beinahe ein Dorf. Sintra, mit dem ehemaligen Königsschloss und dem Kastell Pena, das von seiner Lage her die Schönheit von alledem übertrifft, was man sich vorstellen und in Worte kleiden kann.

Einen König gibt es schon lange nicht mehr. Man zeigt dem Gast das Schloss mit dem verbliebenen Interieur, den kleinen Hof mit Brunnen und Bank, auf der Camões seine Gedichte vor König Sebastian vortrug, und jedes Fenster, jede Terrasse eröffnet in stets neuer Perspektive einen einzigartigen Blick auf die zwanzig Kilometer lange und von der Bahnstrecke gesäumte, grüne Ebene bis hin zum Meer, das blitzt und in der Ferne starr und unbeweglich aussieht, als sei es – *De piedra, de metal, de cosa dura* (aus Stein, aus Metall, aus harter Materie), wie die Seele von Camões Nympe.

Vor dem Schloss ein mit Häusern und Gärten umstandener Brunnen. Ein kleines Hotel, sauber und angenehm. Eines von jenen Hotels, in denen die Zimmertüren nicht abgesperrt werden und in denen sich jeder bereits am ersten Tag wie zuhause fühlt.

Die Terrasse in tiefstes Grün getaucht. Bäume an den steilen Abhängen des Hügels, an den Straßen, zwischen den Häusern; auf allen Terrassen und sogar an den Wänden wachsen Bäume – schlank, üppig, immergrün. Auf dem Platz plätschert Wasser.

Die Türken nannten die schönste Region ihres großen Reiches vollendetes Land. Wo immer man gräbt, tritt Trinkwasser hervor, und wo Samen niedergehen, entspringt ein Baum. Das hier ist so ein Land.

Auf dem Platz unter der Terrasse verkaufen schwächliche Mädchen einige Kuchen. Überwinden Sie die Abscheu von all dem, was auf der Straße verkauft wird und kaufen Sie diese Kuchen mit dem Namen *Cejaba*. Sorgfältig in eine doppelte Schicht Papier gewickelt sind sie rein, geschmackvoll und wie gute Poesie: süß, aber nicht abstoßend.

Vom nicht sichtbaren Turm herab ertönen einige Schläge der Uhr. Die schönste Musik für die Ohren von Reisenden. Ihr Klang ist so angenehm, dass man beim Hören auf das Zählen vergisst.

Sie sind glücklich und ruhig: Sie sind in Portugal. Vor dem Tor wartet ein Auto, das Sie von hier fortbringen wird.

Die spanische Realität und die ersten Schritte in ihr

Erste Notiz. – Möchten Sie neben all dem, was Spanien und dem übrigen Europa gemeinsam ist, in Ihren Gedanken das Besondere der spanischen Realität erkunden, dann müssen Sie eine gewagte Projektion ins Irreale vornehmen. Vom äußersten Punkte desjenigen ausgehend, was das übrige Europa als Realität bezeichnet, müssen Sie sich eine gedachte, gerade Linie vorstellen. Bis wohin? Das ist unmöglich zu sagen, da wir Ausländer ihr Ende nicht erkennen können, aber auch der spanische Geist versteht es, sich selbst zu überraschen und in vielen Fällen das Wort Grenze nicht gerade zu mögen. Entlang dieser Linie spielt sich nun all jenes ab, was wir als spanische Realität bezeichnen. In dieser spanischen Realität würde sich auch die kleinste Angelegenheit beschämt fühlen, diene sie nur jenem Ziel, für die sie im praktischen Leben vorgesehen ist. Alles Bestehende ist hier darum bemüht, sich selbst zu übertreffen, und wahrlich alles hat auch seinen bloßen Zweck übertroffen, sei es um eine Finger- oder Handbreite, eine Ellenlänge ... – alles strebt empor. Und hier, jenseits der Linie des praktischen Lebens, wiewohl auch mit diesem verbunden, entwickelte sich ein phantastisches Klima, in dem sich auf unbestimmte Weise Realität und Einbildung zu vermengen vermögen und in dem die gewöhnlichsten Dinge des alltäglichen Lebens häufig über Farbe und Intensität eines Traumes verfügen.

Weg durch Kastilien. – Vereinzelt bläuliche und silberne Gewässer, formlos verteilt wie am Schöpfungstage. Überall biblisch anmutende Anblicke. Neben uns auf dem Weg eine Frau auf einem Esel reitend mit einem Kind im Arm, hinter ihr und zu Fuß unterwegs der Mann mit einem langen Stock. Ganz so, als ob sie die Flucht aus Ägypten darstellten. Wenig später zeigen sich sonnengebräunte und bewaffnete Gendarmen, die sich, so scheint es, wie auf das Geheiß von Herodes auf der Suche nach einem gefährlichen Kind befinden. Im Blickfeld einige einsame Pinien und die Ruine eines Turmes, die von Raben umflogen wird. (Auf diese Weise erfüllen alle Länder, die über etwas Besonderes verfügen, einen Ausländer anfangs mit Trauer und Angst wie die Geschichte über das sagenhafte El Dorado.) Manchmal weichen auch diese vereinzelt Zeichen von Vegetation und menschlicher Kultur zurück, und dem Auge bietet sich nur noch kahles Land dar, das vereinzelt von farb- und leblosem Gras bewachsen ist, über dem ein feierlicher, aber auch erbarungsloser Himmel thront. Eine gleichmäßige Hitze, der man nicht entfliehen kann und die zu gleichen Teilen von unten und von oben kommt, als würde irgendwo unter unseren Füßen eine weitere platinene und glühende Sonne brennen. Und wäre dieses karge und traurige Land nicht

dort und da von den Läufen langer und enger, aneinander angrenzender und miteinander verwobener Bäche durchzogen, könnte man sich auf der Welt keinen erbärmlicheren Anblick vorstellen.

In der Ebene so manch verlorenes Dorf, dicht in der Mitte, ausgefranst an den Rändern, farblich gänzlich im Einklang mit der Erde und dem verdorrten Gras. Es denkt erst gar nicht daran, sich schön zu empfinden. Die ärmlichen, sonnenverbrannten Häuser sammeln sich um eine große Kirche. Riesenhaft, mit einem romanischen Glockenturm und ohne Schmuck und Schönheit zeugt sie davon, wie schwer in diesem Land und unter dieser Sonne Gottesdienst mit den Menschen und ihrem Traum vom Himmel zu halten ist. Es ist dies ein steter Wunsch nach Verbinden zweier gegensätzlicher Pole, die man nicht zusammenführen kann, ohne dabei jedoch vom Streben nach der Schaffung von Verbindung abzugehen. Diese spanische Dorfkirche ähnelt einem Lastenkahn, bei dessen Bau man bloß an den Zweck und nicht an die Form dachte. So, wie sie nun dasteht, bestätigt sie die uralte Wahrheit, dass jene, die ergeben Gott dienen, dem menschlichen Auge weder schön noch angenehm erscheinen.

Es gibt keine Vögel. Kein Geräusch in der Luft. Über das tiefe Bett eines beinahe ausgetrockneten Flusses führt eine steinerne Römerbrücke mit einem Bogen. Sie ist derart geschwärzt und von Efeu bewachsen, dass sie völlig verbunden und eins mit diesem Landstrich zu sein scheint. Im flachen Wasser wirkt sie wie über ihrem eigenen Antlitz entschlafen. Die schwarzen, krummhornigen Büffel auf der Sandbank unter der Brücke mit einem berittenen Hirten ähneln eher heraldischen Symbolen auf einem Wappen als weidendem Vieh. Abermals erscheinen Pinien. Nunmehr bilden sie einen ganzen Hain. Aber auch sie scheinen niemals jung gewesen zu sein und auch niemals zu ermatten. Wie versteinert stehen sie da, mit einem bescheidenen Schattenwurf, regungslos. Alles ist wie ein Traum voller Bedeutungen. Schon wieder verschwinden Wasser, Bäume und Lebewesen, als ob sie jemand entfernt hätte. Nirgendwo Schatten, nicht der kleinste Unterstand, in dem man den heiß gelaufenen Wagen für einen Moment abkühlen lassen könnte. Nirgendwo eine Stimme. Wir reisen durch eine mir bislang ungekannte Stille, in der sich das Surren unseres bescheidenen Motors wie das Tosen eines epochalen Kataklysmus ausnimmt. Aber schon eine Sekunde später wird es von der glühenden kastilischen Stille übertönt, so wie auch ein sanfter Windhauch eine Vogelspur im Schnee verweht. Nirgendwo Farben. Und ich frage mich, was es denn für eine Farbe sein müsste, die sich hierher wagen könnte und welche Farbe sich nicht dieses dürstenden Himmels und dieser stolzen Einöde zu schade wäre.

In welches Reich führt dieses Tor göttlichen Zorns? Welche Sühne verbirgt das Gesicht dieses Landes in seiner darbenden Nacktheit und asketischen Versonnenheit? Was bedeutet dieses Feuersiegel, das alles entflammt hat und nun nur noch unlesbar eine Ahnung der uralten Legende über die Erbsünde zurück belässt, die den blühenden Paradiesgarten des Menschen in ein lastvolles, unfruchtbares Land verwandelte? Als ewiger Refrain zwischen dem tauben Himmel und dem stummen Land und als einzige Antwort auf alle Fragen kommt dem kastilischen Menschen wohl der Gedanke in den Sinn, dass unsere wahre Heimat und das Land der Verheißung irgendwo an einem anderen Ort liegen müsse und dies hier nicht der ständige Platz für Leben sei.

Wie die Metallkuppel einer Sternwarte öffnet sich gegen Ende dieses Tages der graue Himmel über uns, und im gesamten Blickfeld liegt nun ein anderer Himmel mit ersten Sternen. Und von irgendwoher aus diesem Himmel begibt sich ein paradiesischer Schatten auf uns zu, gemeinsam mit einer Prozession blauer Farbtöne, die es anderenorts auf dieser Welt nicht gibt. Es sieht so aus, als ob dieses graue und öde Kastilien nun die Schatzkammer seiner Reichtümer und Schönheiten öffnete, in die es sich auf Grund des unermesslichen Elends und seines endlosen Stolzes niemals zu kleiden vermag. Es bot sich uns ein Himmelsfirmament mit neu und unbekannt erscheinenden Konstellationen dar; mit frischen, schweren und nahen Sternen wie reifes Obst auf einem Zweig. Der Windhauch, der uns erfasste, war der Atem einer neuen Welt und eines anderen Kontinents. Er erfasste das Haupt und ließ uns unsere Augen weit aufreißen. Beim Betrachten des Anblicks vor mir stellte ich mir zweifelnd die Frage, ob irgendjemand Unsichtbarer in der Ebene vor uns notgedrungen ein Himmelszelt ausgebreitet hätte, weil dies in den Höhen über uns nicht möglich war, oder ob die zahllosen Lichtquellen in der blauen Finsternis die nahende Stadt ankündigten.

Wir fahren durch ein Dorf. Große dunkle Massen von Gebäuden mit kleinen, vereinzelt Lichtern, aber noch immer absolute Stille. Plötzlich eine Stimme – scharf, männlich unverständlich und Angst einflößend. Was hat es mit diesem Ruf in der Stille auf sich? Riefen sich Menschen etwas zu, wurde das Vieh herbeigerufen, oder war es der Beginn eines Liedes? Wir sind nun aber bereits weit vom Dorf entfernt, abermals in Finsternis und Stille, und die Stimme verschwand ebenso spurlos wie sie ertönt war. Aber wer kennt schon die Stimmen, mit denen uns in der Finsternis ein neues Land erwartet, dessen Menschen und Bräuche wir nicht kennen!

Eine neue Realität hat ihr Spiel mit unseren Sinnen aufgenommen.

Auf Wawel und Skalka

Qualvoll erscheint mir der Geruch von Weihrauch und Altertümern, mein Kopf schmerzt von der Feuchtigkeit, und die Augen sind ermattet vom langen Schauen.

Bei der Fahrt auf den Wawel wurde ich vom roten Ziegelstein, unzähligen Gerüsten (es wird renoviert) und vom Gewirr an Türmchen, Türmen, Mauern und Zubauten überrascht. Der erste Eindruck vermittelt etwas unerwartet Asiatisches, etwas, was an die Klosterhöfe tibetischer Lamas erinnert, die ich einmal in deutschen Illustrierten sah.

Der ganze Hof erholt sich – soweit das möglich ist – vom unvorstellbaren Vandalismus der Armee, die eine lange Reihe von Jahren hier einquartiert war. Schmerzerfüllt sind diese Marmortreppen, die an die Hausschuhe vornehmer Herrschaften gewöhnt waren und unter den Stiefeln der rauen Soldateska leiden mussten. Die schönen Marmorstufen sind nun abgetreten und wurden nach Wien gebracht, und die Decke wird von grob gehauenen Latten aus Tannenholz gestützt. Die quadratischen Fliesen aus den üppigen königlichen Gemächern sind herausgebrochen und wurden „an einen Juden verkauft“, wie ein nicht bestellter Fremdenführer weiß.

Auf einem Türstock aus Marmor, auf dem ein leeres Blatt eingemeißelt ist, hat ein sentimentaler Zugsführer – wohl mit der Spitze seines Bajonetts – seinen und darunter den Namen einer gewissen Suzika eingeritzt.

Wie zum Trotz sind die Marmorecksteine mit einer abscheulichen schwarzen Farbe übermalt; alles wirkt hier entwürdigt, zertrampelt und geschändet, so auch das große Senatorenzimmer und der Tanzsaal, die für alle Zeiten gedemütigt und schaudervoll erscheinen, sowie auch die Steine, die sich gegenseitig voll von endlosem Ekel anblicken.

Ein ähnliches Gefühl ergriff mich auch, als ich, noch als Kind, in der alten Kirche des Klosters Dobrun die Heiligenbilder mit den auf schauderhafte Weise ausgestochenen Augen sah. Damals hörte ich die Erzählung über einen Türken, dem die Hand abstarb, als er die Augen der Gottesmutter herausbrach; die Zugsführer hier sind jedoch noch allesamt unbestraft.

Ich kletterte über die Gerüste hinweg, gefolgt von einem ungebeten Begleiter; mein Kopf schmerzte im Alchemistenzimmer mit seinen elf symbolischen Bögen, in dem Sigismund – ich weiß nicht mehr welcher – Gold herzustellen versuchte, „es aber nicht schaffte“, wie mir mein Begleiter weise erklärt, während ich darüber nachdenke, wie ich

ihn für diese Erklärung entlohnen könnte. Außer dem halbzerstörten Kamin gibt es in diesem sonderbaren Zimmer, dessen Fenster kundenschaftend auf die unglückselige Ebene blicken und in dem einst güldene Illusionen in Destilliergefäßen blitzten, frohgemut und hoffnungsvoll Blasebälge fauchten und habsüchtige Herzen schlugen, nichts Besonderes zu sehen.

Mich fröstelte im fünfeckigen Zimmer der Königin Jadwiga mit seinen fünf Fenstern und einer Art Zentralheizung.

Ich verhielt mich ein wenig taktlos und sarkastisch in diesen höfischen Gemächern, wo über einer schön gearbeiteten Tür folgende unversehrte Inschrift stand: „Teudet per ardua virtus“*, oder eine ähnliche, einer Frauenseele hilfreiche Botschaft. Sodann erwarb ich in der Sakristei eine Karte und begab mich in die im Keller gelegene Königsgruft.

Unter beinahe halbrunden, niedrigen Gewölben liegen große Könige eines großen Landes mit ihren Frauen und Kindern. Die Sarkophage sind schwer und mit Ornamenten von einer Violine bis hin zu einem Morgenstern verziert, und der Kustos nennt kurz und heiser die Herrschernamen, die uns bloß an eine frühere Geschichtsstunde erinnern, in Wahrheit jedoch von einer großen Geschichte künden.

Eisen und Stein, Leben und Gold, Vergänglichkeit, tote Könige, lebendiger Ruhm eines verblichenen Königreiches.

Ruhig brennen die Glühlampen. Die massiven Grabstätten und die niedrigen Gewölbe vermitteln ein Gefühl von Beklemmnis, man spürt die Präsenz einer nicht fassbaren Größe; ich fühle mich armselig und bedeutungslos, und armselig sind wir ja auch – ich und alle Meinigen; ich verliere mich selbst aus dem Blick, werde stumm und klein angesichts der Schönheit und Herrlichkeit des Vergangenen.

Wir gehen in die Kirche, die nach Staub und Reinigung riecht, zwei trübsinnige Mesner heben eine Eisenplatte an, und wir steigen in die Grabkammer von Mickiewicz herab.

Hier liegt er, gänzlich königlich, mit einem Kandelaber in Form einer Krone oberhalb des Kopfes und mit einigen noch frischen Nelken auf einer Platte. Mattes Weiß, rote Blumen, das matte Gold des Kandelabers, der Ton kräftig und ruhig, alles gleicht einem klassischen Gedicht.

Als ich, nachdem ich alle Kapellen der herausragenden Geschlechter besichtigt hatte, wieder hinaus an die Sonne trat, begann mein sterbli-

* „Durch Schwierigkeiten gelangt man zur Tugend.“

ches, einfaches Herz eines gewöhnlichen Menschen heftig zu klopfen, weil es dem Teufelskreis der Beschwerlichkeit von Tod und Tradition entronnen war.

Beim Weg hinunter in die Stadt dachte ich an einen jungen Dichter – einen ehemaligen Freund –, der einst mit einer ausladenden Bewegung seiner eisigen Hände seine Pelerine emporhob und zu wiederholen pflegte: Wir haben nichts, und wir brauchen auch nichts.

Skalka, der Friedhof verdienter Polen. Nach dem Weg durch das unfassbar hässliche jüdische Viertel der Stadt kam ich zu einer großen Kirche, die von einem grünen Hof umgeben war, wie man ihn sonst nur auf dem Land sieht.

Eine harsche und sonderbare, jedoch eindeutige Aufschrift verbietet Juden den Zutritt.

Die Renaissancekirche besitzt ein Fensterglas, unter dem sich das Blut des Hl. Märtyrers Stanislaus befindet, daneben eine plastische Darstellung des Hauptes des Klosteroberen Kordecki, des Helden von Tschenstochau*, über den Sienkiewicz geschrieben und von dem wir gelesen haben, indem wir den Roman heimlich unter der Schulbank zu verstecken wussten.

Irgendwo am anderen Ende erblicke ich einen apathischen Mesner, der mir die Grabkammer öffnet, vier ungewöhnliche Kerzen entzündet und sich sodann entfernt.

Hier herrscht nicht die übliche Morbidität von Grabkammern; wie eine Freude erscheint das Wiedersehen mit unsterblichen Bekannten. Die Kerzen brennen mit einem sonderbaren Geräusch, und auf den Steingräbern trifft man auf die lieben und bekannten Namen lebendiger Verblibener. Hier befindet sich Lenartowicz mit einem feinen Profil und Kraszewski, der Sentimentalitäten aus Tagen der Jugend hervorruft, weiters Kochanowski, W. Pol, Siemiradzki und Długosz, und am Ende steht ein Sarkophag, der aus weißem Marmor gegossen zu sein scheint: Wyspiański. Das gedämpfte Licht dringt einzig durch ein Fenster mit der Darstellung der Mutter Gottes von Tschenstochau ins Innere, die mit ihren zwei ewigen Wundmalen* friedlich und finster im Halbdunkel thront; ihr Antlitz kündigt von der Vergangenheit und gleicht einem Rätsel.

* Polnischer Name: Częstochowa.

* Diese entstanden durch zwei Säbelhiebe eines Soldaten, der – der Überlieferung nach – nach dieser Tat vom Blitz getroffen worden sein soll.

Auf der Stirnseite ein verstaubter und leerer Altar mit einigen verdorrten kleinen Zweigen und einem angerosteten Kruzifix. (Kreuzigungsdarstellungen begleiten mich hier auf Schritt und Tritt – Madonnenbildnisse sind seltener als im Süden – in Prozessionen, auf Kirchen, Kapellen, Häusern und Ämtern, überall konnte ich sie entdecken, und sie scheinen das Symbol dieses Landes und seines Schicksals zu sein: der gekreuzigte Christus in Agonie, mit fünf Wundmalen, mit der Dornenkrone und von Essig getränkt.)

Die Kerzen brennen ab. Das Antlitz der Mutter Gottes verändert sich, die Grabmäler werden noch weißer und gleichen vier weißen Heiligenscheinen, auf denen vier Lichter die Toten bescheinen.

Draußen empfängt mich ein klarer Karsamstag-Nachmittag, die Sonne ist am Untergehen, die ersten Glockenschläge, Kinderstimmen und der Duft von Osterkuchen aus geöffneten Fenstern. – Ach, meine geliebte Mutter!

Die Ereignisse in Bulgarien

Der gesamte Erdball wird überschwemmt mit Neuigkeiten aus Bulgarien. Dieses unglückliche „Königreich“ der verhängnisvollen Coburg-Dynastie tut sich anscheinend nicht damit Genüge, dass es die Welt auf Grund des Exportes von Rosenöl, seiner langlebigen Bauern und der guten Gärtner kennt. Bulgarien erlangt – wenn schon keinen anderen – so zumindest den blutigen Ruhm eines Landes, das gemessen an den Grausamkeiten, die sich jeden Tag in ihm ereignen, das rebellische Mexiko in den Schatten stellt und alles übertrifft, was bislang auf der Balkanhalbinsel gehört und gesehen wurde.

Nach zwei blutigen Bruderkriegen ist dieses Land der Gewalt anheimgefallen und kann weder dem Blut entsagen noch zu sich selbst finden. Von Oktober 1919, als der verstorbene A. Stambolijski an die Macht kam, bis zum heutigen Tage kam dieses Land kaum in den Genuss eines friedlichen Tages oder einer glücklichen Stunde. Mit Stambolijski und den Leuten aus seiner Umgebung an der Spitze sah es eine Zeit lang so aus, als ob Bulgarien erneut auf den richtigen Weg zu einer realen, wahrhaftigen und dem Volke dienenden Politik sowie zu einer definitiven Lösung der Verhältnisse im Lande selbst und auf der ganzen Balkanhalbinsel zurückfinden würde. Doch das in seinen Absichten weitsichtige und in vielen Dingen konstruktive Regime des Bauernbundes bewies bei der Art und Weise der Anwendung und in den Methoden der Umsetzung seines Programmes nicht immer eine glückliche Hand. Aber all das hätte sich mit der Zeit gelegt und die Fehler wären abgestellt worden, hätte man Stambolijski Freiheit und Zeit für die Durchführung seines großen Werkes gegeben. Doch die Coburg-Clique, größenwahnsinnige Offiziere und die in der ersten Zeit diskreditierten und verstörten ultranationalistischen Vereinigungen begannen schon bald die Deckung zu verlassen. Stambolijskis besonnenes Programm konnte weder in der Innen- und schon gar nicht in der Außenpolitik die an große Worte und gefährliche Träume gewöhnte bulgarische Bourgeoisie zufrieden stellen. Anfangs noch heimlich nahm diese später immer offener und härter den Kampf gegen ihn auf. Zur gleichen Zeit musste Stambolijski gegen den Kommunismus kämpfen, der in Bulgarien als Erscheinung der Nachkriegszeit auf den Plan trat und sich nationalistische Parolen geschickt zu Nutze machte, wodurch die Festigung einer wahrlich demokratischen Regierung verhindert wurde, die für die kommunistischen Ziele gefährlicher und hinderlicher gewesen wäre als die reaktionären Kräfte. Der ganze Druck (Verhaftung ehemaliger Minister Ferdinands, Verfolgung der Kommunisten u. a.) half nicht. Im Juni 1923

wurde durch eine Verschwörung von Offizieren und Professoren das Regime des Bauernbundes gestürzt, A. Stambolijski ermordet, und seine Anhänger fanden entweder den Tod oder konnten ins Ausland fliehen.

Die durch einen Staatsstreich an die Macht gekommene Regierung von Dr. A. Cankov konnte sich nur mit Terror halten. Unter ihr hörten politische Morde auf, besondere Ereignisse zu sein, die die Öffentlichkeit erschütterten. Von dieser schauderhaft einfachen Art der Abrechnung mit politischen Gegnern wurde sowohl von der Regierung als auch von der verfolgten Opposition immer häufiger Gebrauch gemacht. Vor den fanatischen oder bezahlten Mördern war niemand nirgendwo sicher. (Der Anführer der Bauernbund-Emigration R. Daskalov wurde mitten in Prag ermordet.)

Je friedliebender und zahmer die für das Ausland vorgesehenen Äußerungen waren, desto mehr nahm das Leid in Bulgarien zu. So kam es zu einem gescheiterten Attentat auf Zar Boris am Pass Arabakonak und ein, zwei Tage später zur fürchterlichen Explosion in der Kirche des Hl. Zaren bzw. der Hl. Nedelja, wie die Bulgaren diese alte serbische Stiftung während des Krieges nannten.

Wenn es der Wahrheit entspricht, dass jeder lebende Mensch eine Kathedrale Gottes ist, dann hat die Regierung von Dr. A. Cankov nicht das Recht, eine derart große Überraschung und Entrüstung angesichts des zerstörten Heiligtums zur Schau zu stellen, denn gerade sie geht mit der Ermordung ihrer Gegner in dieser Zerstörung mit leuchtendem Beispiel voran.

Das, was nach dem Attentat in der Kirche Hl. Nedelja folgte, ist hinlänglich bekannt. Anstatt sich ernsthaft Gedanken über das Schicksal ihres Landes und den gefährlichen Weg zu machen, den dieses eingeschlagen hatte, unternahmen die bulgarischen Machthaber den Versuch, sich über den Ruinen der Kirche und den noch nicht geborgenen Leichen unschuldiger Menschen eine Version zu Lasten unseres Königreiches zurechtzulegen. Sie ereilten sich darin, für das Attentat nicht nur ihre Gegner, die „Einfrontenkämpfer“ – Kommunisten und Bauernbündler –, nicht nur Moskau, das diese unterstützte, sondern auch unser Königreich verantwortlich zu machen. Diese Beschuldigung wurde nicht von irgendeinem obskuren Journalisten vorgebracht, sondern immerhin vom bulgarischen Innenminister Hrn. Rusev, und zwar vor der Nationalversammlung und vor Journalisten aus aller Welt. Angesichts der Entrüstung, die die Absurdität einer solchen Anschuldigung nicht nur in der Regierung des SHS-Königreiches, sondern auch bei allen unseren Verbündeten und sämtlichen Freunden mit gesundem Menschenverstand

und Wahrheitsempfinden hervorrief, zog die bulgarische Regierung auf eine, man könnte sagen nur den Bulgaren eigene Art und Weise, die uns vorgeworfenen Anschuldigungen zurück. Hr. Vakarelski, der bulgarische Gesandte in Belgrad, teilte mit, dass Hr. Rusev beim Tötigen dieser Anschuldigung noch aufgeregt gewesen sei, weil er sich während des Attentats in der Kirche befunden hatte und schwer verletzt worden wäre. „Er hat das mit verbundenem Kopf gesagt“, verteidigte ihn Hr. Vakarelski.

Unsere Regierung hat sich, so scheint es, auch dieses Mal mit der bulgarischen Entschuldigung zufrieden gegeben. Damit ist dieser hässliche Zwischenfall auch für unsere Öffentlichkeit abgeschlossen. Aber dennoch muss unseren Nachbarn zu verstehen gegeben werden, dass solche perfiden „Entschuldigungen“ – sollten sie sich öfters wiederholen – jedweden Wert verlieren. Und wenn sich schon die Bulgaren gegenseitig die Köpfe einschlagen müssen, so mögen sie dies nicht zu Lasten unseres Rufes und Ansehens tun.

Aber Hr. Cankov und seine sichtbaren wie unsichtbaren Berater wären nicht sie selbst, wenn sie sich damit zufrieden geben würden, uns mit „verbundenem Kopf“ eine hässliche und massive Anschuldigung und eine verschlagene und im Stillen vorgebrachte Entschuldigung ins Gesicht zu schleudern. Sie haben ihre Opfer bis zum Ende ausgenutzt. Nach dem Attentat in der Kirche der Hl. Nedelja ist es der Regierung von Dr. A. Cankov gelungen, die Botschafterkonferenz davon zu überzeugen, dass Bulgarien und auch die Balkanhalbinsel von der bolschewistischen Gefahr bedroht werde und es für deren Zerschlagung notwendig sei, Bulgarien die Genehmigung zu erteilen, seine Armee abermals um zehntausend Mann aufzustocken. Das wurde dem Land auch genehmigt.

Wird unsere Regierung auch diesen Verstoß gegen den Vertrag von Neuilly einfach zur Kenntnis nehmen oder wird sie, was wahrscheinlich ist, mit ihren Verbündeten aus der Kleinen Entente eine Möglichkeit nach Verhinderung dieses „ausnehmenden“ Versäumnisses der Botschafterkonferenz suchen, das in Zukunft nicht mehr ausnehmend zu sein, sondern eine Art und Weise für eine ständige Aufrüstung der bulgarischen Armee zu werden droht?

Wir alle wissen und fühlen, dass wir mit Bulgarien – solange dort Dr. Cankov und die Offiziersliga regieren – einen unruhigen und übelgesinnten Nachbarn haben, der nachtragend denkt und keine Gelegenheit auslässt, um uns zu schaden, indem er auf den geeigneten Zeitpunkt für noch stärkere Schläge wartet. Das sollte man nicht vergessen. Und alle

berufenen Köpfe sollten im Auge behalten, dass ein Eingriff in Friedensverträge einen Eingriff in die Grundfesten bedeutet, auf denen dieses Land beruht. Und unsere Verbündeten, die großen und sehr großen, sollten diese Verletzung im Auge behalten – unabhängig davon, wie viele der bestehenden Friedensverträge eine Verletzung der Interessen aller Verbündeten – egal ob groß oder klein – bedeuten. Letztendlich sind die Früchte dieser Verträge, das ist bekannt, uns von niemandem geschenkt worden; sie wurden errungen mit härtesten Opfern unsererseits, die sich nicht wiederholen können und dies auch nicht dürfen.

Bulgarien ist heute schwer krank, es benötigt Hilfe; aber es jetzt zu bewaffnen – dies würde bedeuten, Bulgarien und der Menschheit einen grausamen Dienst zu erweisen.

Über die Sommerfrische in Slowenien

(Auszug)

Es gibt viele von uns aus allen Ecken Jugoslawiens, die wir unseren Monat der Sommerfrische, wenn möglich, in Slowenien verbringen. Für manche ist dies zu einer Gewohnheit geworden, die inzwischen gar als Notwendigkeit angesehen werden kann. Wenn nun aber jemand von uns nach einer Erklärung verlangen würde, warum und seit wann das so ist, würden wir uns verwundert zeigen und kaum eine unverzügliche und einfache Antwort auf diese Frage erteilen können. Es kommt dies für uns einer Leidenschaft gleich, und alle unsere kleinen und großen Leidenschaften sind Teil jener psychischen Gemüthsaltung, die jedem Menschen eigen ist, in die er keinen Einblick gewähren möchte und über die er auch nicht allzu viel zu erzählen bereit ist.

Bei einer Reise durch Slowenien können Sie erkennen, dass für eine bedeutende Zahl an Fremden diese „zwei-drei Sommerwochen in Slowenien“ zu einer Gewohnheit oder auch Leidenschaft geworden sind und dass die Anzahl dieser Personen offensichtlich laufend wächst.

Warum nun zieht es Leute aus verschiedensten Gegenden und mit unterschiedlichen Charakteren und Gewohnheiten in dieses waldreiche und zugleich sanfte Land? Nun, ich habe hier soeben darüber zu schreiben begonnen und muss erkennen, dass ich nicht wirklich Erklärungen vorlegen kann; vielleicht gerade deshalb, weil ich zu gut darüber Bescheid weiß, zu sehr auch dieses Empfinden teile. Am leichtesten könnte ich mich mit jemandem unterhalten, der selbst in den Sommertagen nach Slowenien gekommen ist. Uns müsste man nicht viel erklären und erläutern; ein Name, ein Ort, ein Fluss oder ein Gebirgszug, ein einziges gewöhnliches slowenisches Wort oder eine Redensart, und wir würden uns gegenseitig mit einem stillen Lächeln bestätigen, dass wir uns verstehen und einer Meinung sind.

Der slowenische Sommer bietet die Frische von Gebirgswasser oder von schneebedeckten Bergen, und dies an vielen Orten, die bloß einige hundert Meter über dem Meeresspiegel liegen. Und das trifft gleichermaßen auf das ganze Land zu. Es ist dies der Lebensatem Krainer und steirischer Dörfer, es sind dies Wiesen, Flüsse und Waldungen. Es ist dies der Duft gutgefüllter und blütenweißer Kissen in bescheidenen Almhütten. Es ist dies die kräftige und gesunde Bergsonne, die das Gesicht schnell zu bräunen vermag und die stärkt, dabei aber nicht verbrennt. Deshalb auch ähnelt ein Bad in den dortigen Seen und Flüssen in keiner Weise einem Baden in jenen grünen Becken mancher Alpenregi-

onen im Ausland, in denen das Wasser einem unbarmherzigen, eisigen Schwert aus Gletschereis gleicht. Nein, hier ist das Wasser ein angenehmer Reisegefährte, das für die Bedürfnisse Ihres müden, von Hitze und Kälte ermatteten Körper eine Wohltat darstellt; und wenn Sie dann ans Ufer zurückkehren, erwartet Sie mit offenen Armen eine mildtätige Sonne, umhüllt Sie unsichtbar und unmerklich mit einer leichten Kleidung namens Gesundheit und erfüllt Sie mit einer Sorglosigkeit, die nur die hiesigen Gewässer zu bieten im Stande sind und die Sie an keinem anderen Ort finden oder erwerben können. Aus eben diesem Grund kann in diesen Regionen auch so gut gearbeitet und Regeneration betrieben werden.

Ich weiß nicht, ob es noch ein Land mit so vielen Wegen, Pfaden, Kreuzungspunkten, Steigen und Feldsträßchen, mit so vielen kleinen Brücken, Stegen oder steinernen Übergängen über Flösschen und Bäche gibt, wie man sie in Slowenien von Süden bis Norden antreffen kann. Es ist dies die dicht geflochtene Lebensader eines Landes, in dem die Menschen viel arbeiten, aber auch verstehen, das Leben zu lieben und sich ihm hinzugeben. Wer dieses Netz an menschlichen Wegen richtig zu lesen vermag, kann viel über den Charakter, die Gewohnheiten und Bedürfnisse all jener erfahren, die es errichtet haben und ihre Schritte darauf setzen. Diese slowenischen Wege und Pfade besitzen die sonderbare Eigenschaft, dass auch ein Fremder, der das erste Mal auf ihnen wandert, den Eindruck gewinnt, dass sie nur für ihn, für sein Vorankommen, sein Vergnügen und für seine Gedankenwelt errichtet worden seien.

Ich spreche nur über den Sommer. Jemand anderer könnte Ihnen vielleicht in gleicher Weise etwas über den Winter in Slowenien erzählen. Über tief von Schnee bedeckte Lichtungen, vereiste Pfade, zugefrorene Seen, die sich in wunderbare Eislaufplätze verwandeln, über Skipisten und Rodelstrecken sowie über alle anderen Wintersportarten, die hier traditionell seit langer Zeit gepflegt werden. Sie würden dann in den Genuss kommen, die Vorzüge slowenischer Gasthäuser und Almhütten zu erfahren, wie auch den Wert der großen Kachelöfen kennenlernen, die diesen Räumlichkeiten in Wintertagen, nach einer anstrengenden Wanderung, die Annehmlichkeit gastfreundlicher Herbergen verleihen, die beinahe der Wärme eines Eigenheims gleichkommt.

Winters wie auch summers wartet in diesen Gasthäusern entlang der Wege auf jeden von uns ein bäuerlicher Festschmaus. Heimischer

Schinken, Käse aus Wochein*, Brot mit dem charakteristischen, herben Duft nach Roggen, Buchweizen und nach weiteren unbekanntem Zutaten. Das ist kein gewöhnliches Brot, sondern das sind Kraft, Beständigkeit und Wärme, die durch vereinte menschliche Arbeit und Geschicklichkeit entstehen. Dazu wird ein slowenischer Wein gereicht; entweder ein weißer aus der Umgebung von Luttenberg* oder der roséfarbene Cviček, ein bescheidener, gewöhnlicher Wein des einfachen slowenischen Menschen. Er ist herb, dünn und äußerlich unauffällig, doch wird er zur rechten Zeit und in vernünftigem Maße getrunken, wärmt er das Herz und schärft den Verstand, erfüllt uns mit der stillen Melodie, die einen Menschen bis in den Traum hinein begleitet und ihn am nächsten Morgen, gekräftigt und gestärkt, fröhlich erwachen lässt.

All diese einfachen und guten Gaben des Landes reicht ihnen eine junge, gerade der Pubertät entwachsene Frau oder ein noch schüchternes, junges Mädchen. („Nedolžnost vnema je oči in lica, lepote svoje sama le ne vidi“ wie einst von France Prešeren gedichtet.*) Die Gesichter slowenischer Mädchen weisen in der Tat häufig die Frische und Unschuld ihres Landes auf. Nirgendwo sonst, so scheint mir, habe ich eine derart ausgeprägte Ähnlichkeit und Einheit menschlicher Gesichter mit jenen Landstrichen gesehen, in denen sie geboren werden und leben. Das Lächeln, mit dem Ihnen diese Antlitze begegnen, wirkt wie ein unaufhörlicher Widerschein der umliegenden Gegenden. Es zeugt von der unvergänglichen Jugend des Landes, durch das Sie reisen, und es verzaubert in gleichem Maße Sie wie auch mich und jeden Reisenden; auch wenn niemand zugegen ist, so strahlt es – scheinbar nur um sich selbst Willen – stets mit der gleichen, endlos erscheinenden Frische.

In diesen kleinen slowenischen Gasthäusern ist die Bedienung hervorragend, oft besser und aufmerksamer als in den großen Stadthotels. Hier werden Sie nicht bloß bedient, sondern man *empfängt* und *bewirtet* Sie. Doch wohnt dieser Aufmerksamkeit keinerlei Spur von Unterwürfigkeit oder berechnender Schmeichelei inne; sie ist vielmehr ein Ausdruck von Ehrerbietung gegenüber dem Mitmenschen, der auf einer Ehrerbietung gegenüber dem eigenen Ich fußt. Mit ihrer Umsichtigkeit und

* Die slowenische Bezeichnung dieser in Oberkrain gelegenen Gebirgs- und Seenregion lautet Bohinj.

* Es handelt sich um die slowenische Stadt Ljutomer, in der südostslowenischen Region Prlekija gelegen.

* „Die Unschuld bedeckt ihre Augen und Wangen, ihre Schönheit kann sie bloß selbst nicht erkennen.“

Aufmerksamkeit zeigen diese Menschen, dass sie sowohl ihre Arbeit als auch sich selbst und jenen, den sie bedienen, zu schätzen wissen. Das liegt in ihrer Natur, und dieser entsprechend werden Sie nicht nur in alten, renommierten Gasthäusern empfangen, sondern auch in den zweckmäßig ausgestatteten, modernen Motels, die erst kurze Zeit zuvor irgendwo entlang der Verkehrswege errichtet wurden.

Es versteht sich, dass es in diesem kleinen aber vielfältigen slowenischen Land auch andere Segnungen und Errungenschaften gibt, die die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen. Bergwerke und Fabriken, Baustellen, Seehäfen, Theater, Musik und Festivals, historische Stätten, heiße Quellen und Bäder. Über all das werde ich hier nicht berichten, da meine slowenische Sommerfrische stets aus einfachen Zufriedenheiten und großen Freuden bestand, die uns manchmal die kleinen Dinge des alltäglichen Lebens zu geben vermögen.

Der Widerschein dieser Sommerfrische, grün und gülden, warm und liebgewonnen, flattert und blitzt vor meinen Augen auch in den Momenten, in denen ich diese Zeilen schreibe und in denen hinter meinen Fenstern der kalte und unbarmherzige Wind einer Winternacht in der Großstadt bläst.

Die Nichtberufenen mögen schweigen

Nachdem wir da und dort Debatten über eine Republik oder eine Monarchie gehört hatten, konnten wir mehr oder weniger exakte Schlussfolgerungen über die politische Ungebildetheit der Massen und über das seichte Wesen der bourgeois Psyche ziehen – und hätten all dies letztendlich auch hinter uns lassen können.

Aber die journalistischen Mühlen, die viel mahlen und nur wenig Mehl abwerfen, griffen die Debatte über die müßigen Bürgerlichen auf und bliesen sie zu einem mächtigen Ballon auf – das erste unheilvolle und giftige Symbol der Zwietracht. Das war der Anfang. Und jetzt, wo mit Mühen die Grundsteine für die Kathedrale unserer Freiheit gelegt werden, haben sie sich zu streiten begonnen: Welche Form soll der goldene Apfel auf der Kuppelspitze besitzen? Während die Witwen all jener, die für unser Leben gefallen sind, ihr Trauergewand noch nicht abgelegt haben, macht man den Opfern das ewige Andenken streitig und setzt die Früchte ihres Kampfes aufs Spiel. – Haben die serbischen Soldaten, die gestern an Save und Donau ihr Leben ließen, etwa daran gedacht, ob sie für eine Monarchie oder eine Republik sterben? Denkt etwa ein Waisenkind in Bosnien, Istrien oder Dalmatien, das sehlich auf etwas Brot und Freiheit wartet, daran, ob ihm diese Gaben von einer Republik oder einer Monarchie gereicht werden? Kümmert sich etwa das kapitalistisch-imperialistische Italien, das seine Hand nach unserem Staatsgebiet ausstreckt, auch nur einen Deut darum, ob es eine Republik oder eine Monarchie verstümmelt? Hat etwa der Nationalrat, der alle Hände voll zu tun hat und nur wenig Unterstützung erhält, die Frage – Republik oder Monarchie – aufgeworfen?

Nein, diese Frage brachten im ungünstigsten Augenblick die satten und wütenden Arbeitslosen aufs Tableau – ehemalige Exklusivisten und Emporkömmlinge des unitaristischen Gedankens. Und auch wenn diese von ihrer Natur her ungesunde Frage heute derart leidenschaftlich erörtert wird, so könnten wir vor dieser Brachialität und Blindheit dennoch den Kopf abwenden und unseren alltäglichen Angelegenheiten nachgehen.

Doch die krankhafte Borniertheit, die in Unterjochung und Zwietracht entwickelte Denkweise einiger Leute machte auch hier nicht Halt. Diese Leute geben sich nicht damit zufrieden, bloß unnütz zu sein, sie möchten sich auch als schädlich erweisen. Sie sind – in dieser Stunde! – daran gegangen, die Festigkeit der Beziehungen zwischen unseren Völkerschaften zu analysieren oder nach Garantien (!!) zu suchen, dass die Kroaten in Jugoslawien nicht „benachteiligt“ werden. Sie sind daran ge-

gangen, an diesen Beziehungen zu nagen und sie zu torpedieren, sie kramen Dinge hervor, die lange überwunden und vergessen sind.

Sie stellen unsere Einheit in Frage.

Das ist eine Tatsache, vor der wir nicht weiter die Augen verschließen können und die ein jugoslawischer Intellektueller nicht außer Acht lassen kann. Das ist nicht mehr nur reine journalistische Polemik, die angewidert aus dem Ärmel geschleudert wird. Das ist ein Alarmsignal für alle Kämpfer der nationalen Einheit. Das ist ein Zeichen, dass wir unsere junge Freiheit nicht nur nach innen hin verteidigen müssen. Es ist Zeit, diesen Aktionen im Namen von uns allen mit einem friedlichen und mannhaften Wort zu begegnen, hinter dem sich genügend Kraft und Entschlossenheit verbirgt: Die Idee der nationalen Einheit ist ein Erbe unserer besten Generationen und die Frucht schmerzhafter Opfer. Diese Einheit – unser Lebenstraum und Sinn all unserer Kämpfe und Leiden – dürfen wir heute, wo sie im Großen und Ganzen Realität ist, nicht den Händen Nichtberufener überlassen, damit diese auf ihr die Spuren ihrer schmutzigen Finger hinterlassen und sie mit ihren fatalen Sophismen malträtiert.

Wer auch immer, unter welchem wie auch immer gearteten Deckmantel diese Einheit, die heute dank des Wirkens und der Opfer vieler Generationen erlangt wurde, zu verhindern versucht, ist ein Feind der Freiheit und ein Verräter unseres eben erst befreiten Vaterlandes.

Wir alle, die wir den Gedanken der Vereinigung unbefleckt durch die Bruderkämpfe hindurch weiterverfolgt und ihn auch nicht vor den politisch instrumentalisierten österreichischen Gerichten verraten haben, werden ihn auch vor gewissenlosen Journalisten und jähzornigen, selbsternannten Pseudopolitikern zu verteidigen wissen.

Maksim Gor'kij: ein Jahr Revolution

Wir haben nun, zumindest aus zweiter Hand, die ersten authentischen und unverfälschten Darstellungen von den Ereignissen in Russland erhalten. Die bereits 1917 verfassten und uns vorliegenden Artikel berichten weder viel Neues noch viel Tröstliches.

Nun gibt es keinen Zweifel mehr: Die Fundamente des gemeinschaftlichen europäischen Gebäudes schwanken und bewegen sich, und Russland stürzt in der ganzen Größe seines Bewusstseins und in erschreckender Konsequenz als erster Baustein in sich zusammen; einer biblischen Sünderin gleich entdeckt es all seine Wunden und Makel und legt eine öffentliche und furchteinflößende Beichte ab.

Gor'kij stellt sich in seinen Artikeln mit ausgebreiteten Armen dem Strom entgegen und möchte der wütenden Revolution zu verstehen geben: bis hierher und nicht weiter! Doch gelingt ihm dies nicht, denn die Wut der Revolution reißt entweder mit oder zertrampelt. Der ehemalige Literat der bloßfüßigen Nihilisten glaubt an den Fortschritt der Menschheit und die erzieherische Kraft der Kultur: „Ich weiß nicht, was unser Land sonst retten könnte“ („Über die Kultur“). Doch scheint auch er die destruktive Arbeit über Jahrzehnte hinweg zu vergessen, an der er auch selbst beteiligt war, und nun ruft er die Massen zu etwas auf, was einstmals auch er selbst zu verhöhnen und zerschlagen half. Doch schreitet die Revolution nach dem Rezept von Nečaev – „mit Volldampf durch den Sumpf“ – munter voran.

Diese – erfolglose und mutige – Geste Gor'kij's zeichnet sich durch eine tragische Schönheit aus. Berührend erscheint ihr naiver und später Glaube an die Kultur und ihre Macht, und über alle Maßen groß und sympathisch sind ihre Ehrlichkeit und ihre Kompromisslosigkeit. Wie jemand, der nicht beteiligt ist und als Beobachter fungiert, erkennt er die Dinge treffend und hat den Mut (zumindest war das 1917 der Fall), das, was er sieht, auch zu sagen:

„Die Hauptschuldigen an diesem Drama sind, meiner Meinung nach, weder die Provokateure noch die obskuren Konterrevolutionäre, sondern ein schlimmerer und mächtigerer Feind – unsere fatale, allrussische Dummheit.“

„Der Russe liebt Grausamkeiten, so wie ein Kind Märchen liebt.“

„Offen gesagt möchte ich allen die Botschaft mitgeben: Seid menschlicher in diesen Tagen der allgemeinen Bestialität!“

In seiner Zeitung „Novaja žizn“, in der diese Artikel erschienen sind, verfolgt, notiert und kritisiert er alle Ereignisse und – einem Ge-

wissen des revolutionären Russland gleich – bringt er alles ans Tageslicht: die Hinterhältigkeit und Verdorbenheit der Bourgeoisie, die Ungerechtigkeit und Grausamkeit des Proletariats, die Vetternwirtschaft, die Bestialität der Masse, die Entstellung aller Programme, die Brutalität der Presse, Hunger, Antisemitismus usw., usw.

Beim Betrachten von all dem – eines Landes, „das an allen Ecken und Enden kracht“ und eines Volkes, das stirbt und sich zugleich selbst umbringt – findet er noch Kraft für eine mannhafte Geste, aus der eine halbverborgene Hoffnung und auch Trost spricht: „Was soll man da noch viel sagen? – Einmal werden wohl die Schulden aus der Vergangenheit zu bezahlen sein, und man wird im und rund um den Menschen herum abzurechnen haben!“

Die wohltuende Einsicht und die menschliche Haltung, die M. Gor'kij in diesen Artikeln an den Tag legt, machen sie zu einem kulturell-historischen Dokument und zeigen uns die Persönlichkeit des Literaten von einer neuen und sympathischen Seite.

Auf dem Nevskij-Prospekt

(Auszug)

Leningrad gehört zu den wenigen Städten auf dem Erdball, die nicht bloß durch eine bestimmte Zahl an öffentlichen Gebäuden und durch eine mehr oder weniger große Zahl an Wohnhäusern charakterisiert werden, sondern die durch die Gesamtheit ihrer Bauwerke und Verkehrswege vielmehr eines der mächtigen und herausragenden Etappenziele auf dem Wege der menschlichen Entwicklung darstellen. Dies lässt sich, warum auch immer, bereits aus der Ferne erahnen, sobald sich das flache und breite Profil der Stadt eröffnet; dies bestätigen die finsternen, belebten und großflächigen Vorstädte, darauf verweist in tausenden unterschiedlichen Details das helle und ebene Zentrum der Stadt. Ihre Straßen sprechen zu jedem Menschen – unabhängig davon, woher er auch gekommen sein mag – mit einer vertraulichen und verständlichen Sprache, mit einer Sprache des Verstandes und einer ruhigen sowie unverwüstlichen Lebensfreude.

Leningrad ist eine helle, geometrische Stadt, in der der freie Blick, die gerade Linie und die scharfe Kante dominieren. Dies gilt sowohl für den alten als auch für den neuen Teil. Der einzige Unterschied liegt bloß darin, dass die Linien des alten Stadtteils konvergent, Blütenblättern einer Knospe gleich, nach innen verlaufen, wogegen die Linien des neuen, postrevolutionären Leningrad, dessen Errichtung nur vorübergehend durch den Krieg unterbrochen war, divergent angeordnet sind und einer in Blüte geratenden Blume gleichen. (Diese geraden, langen und breiten Magistralen rund um größere Städte können bereits aus dem Flugzeug als scharfe und unauslöschliche Merkmale der neuen Bestrebungen in diesen neuen Zeiten erkannt werden und bilden quasi Monogramme der Sowjetmacht.)

Ich weiß nicht, wie ich mich so einfach und problemlos bereits nach den ersten Schritten auf dem gewaltigen Nevskij-Prospekt wiederfinden konnte, doch wusste ich mit jedem meiner Schritte, dass ich mich ihm näherte und konnte ihn auch sogleich auf Grund des Lärms und Lichts identifizieren.

Schon oft in meinem Leben war ich auf bekannten historischen Örtlichkeiten gestanden, von denen ich zuvor gehört, gelesen und geträumt hatte. Und nur selten war eine Erwartung derart erfüllt worden wie hier in Leningrad. Ich musste niemanden fragen und niemanden ansehen. Angesichts der Tiefe des Blicks, auf Grund der Kontur der Gebäude entlang des hellen Himmels, wegen des steilen, doch gleichzeitig lebendi-

gen Strömens der Menschenmassen und dank des allgemeinen Eindrucks von all dem gemeinsam wusste ich: Das ist der Nevskij-Prospekt. Ja, das ist er. Und sonderbarerweise erschien er mir schöner und größer, klarer und wärmer als ich es auf Grund der Lektüre von Gogol', anderer russischer Literaten und fremder Reisender erwartet hatte. Um diese Zeit war der Tag scharf in zwei Hälften geteilt – eine sonnenbeschienene und eine im Schatten liegende. (In einer sonderbaren Assoziation erinnerte diese Szene an „Sonne und Schatten“ – „sol y sombra“ – in spanischen Arenen.)

Unbewusst hatte ich mich also auf dem Nevskij-Prospekt eingefunden, und das erste Geschäft, das ich ohne nachzudenken aufsuchte, war ein Antiquariat, in dem alte Bücher verkauft wurden. Es sind dies jene berühmten Leningrader Antiquariate, von denen mir bereits in Moskau leidenschaftliche Bücherfreunde mit Begeisterung erzählt hatten. In unserer Sprache klingt das Wort Antiquariat irgendwie leblos, behaftet mit Moder und Schimmel. Doch in diesen Leningrader Verkaufsstätten kann keine Rede davon sein. Sie ähneln in keiner Weise jenen toten und finsternen Räumlichkeiten in anderen Ländern, wo verschrobene Bücherwürmer und vereinsamte Sonderlinge alte Bücher durchforsten und nach Kuriositäten und bibliografischen Raritäten suchen. In den Leningrader Antiquariaten brodeln das Leben, wimmelt es von Alt und Jung, Frauen und Männern in Zivil und in Uniform; man kauft und verkauft Bücher aller Art, in allen Sprachen. Man sucht nach Büchern und betrachtet sie nicht als tote Materie, sondern als lebendiges Erfordernis für Arbeit, Studien und für die Vervollkommnung seiner selbst und anderer. Der Chef eines solchen Antiquariates beantwortet Fragen, gibt Erklärungen und Ratschläge, lässt sich auf Diskussionen ein und gleicht dabei mehr einem Arzt als einem Geschäftsmann. Sollte das von Ihnen gesuchte Buch nicht verfügbar sein, verweist er sie an eine andere Buchhandlung am Nevskij-Prospekt, gleich in der Nähe seiner eigenen.

Und so wie die Menschen, die sich hier umsehen, Bücher kaufen und verkaufen, unterschiedlich sind, so unterscheiden sich auch die Werke, nach denen gesucht wird. Man hält Ausschau nach den Traktaten von Vitruv und Alberti zu Fragen der Architektur, nach Wörterbüchern aller möglichen Sprachen, nach Büchern über Ethnografie und technische Fachgebiete, zur Soziologie und Politik; man kann die Namen Molière und Dickens, Goldoni und Calderón vernehmen, und man interessiert sich zudem für Saltykov-Ščedrin, Nekrasov und Majakovskij – vielfach auch für Bücher, die erst vor einem Jahr erschienen sind.

Die Menschen warten geduldig, bis sie schließlich am Ladentisch an die Reihe kommen, oder sie lassen ihren Blick aufmerksam über die unzähligen Bücherreihen in den Regalen gleiten. Nachdem ein Buch durchgesehen wurde, wird es nicht sogleich auf den Ladentisch gelegt, sondern unverzüglich an den Nachbarn weitergereicht, sodass das Buch von Hand zu Hand wandert, bis es schließlich von einem Besucher gekauft wird. Und das ist häufig der Fall. Unentschlossene Menschen haben es hier nicht leicht, denn jedes Buch, das nicht sofort erstanden wird, befindet sich ein, zwei Stunden später nicht mehr auf seinem alten Platz. Mit den Fingern wird emsig in den Seiten geblättert, die Augen mustern aufmerksam den Text. Man scheint förmlich die angestregten Aktivitäten im Gehirn eines jungen Mannes sehen zu können, der hier neben Ihnen ein altes Buch durchblättert und dabei versucht, so schnell wie möglich zum Wesentlichen vorzudringen und dieses mit jener Arbeit in Verbindung zu setzen, der er sich gegenwärtig widmet.

Und noch etwas fällt auf: Hier gibt es kein Feilschen, vielmehr spricht man nicht einmal über den Preis. Denn in jedem Buch steht auf der letzten Seite mit Bleistift der antiquarische Preis geschrieben, und dieser kann nicht Gegenstand von Gesprächen oder gar Verhandlungen sein. Der Käufer wirft bloß einen Blick auf diese Summe und entscheidet in Abhängigkeit von dieser, ob er das Buch kauft oder es zurückstellt. Über den finanziellen Aspekt des Gewerbes wird nicht gesprochen, und man vergeudet auch keine Zeit damit. All das verleiht dem ganzen Ambiente einen feierlichen und würdevollen Rahmen, von dem der ganze bescheidene Raum des Antiquariates erfüllt ist. Hier regiert einzig das wahre Bedürfnis nach Büchern, ja vielmehr noch – die Liebe und Leidenschaft für diese.

Ich habe bereits vor langer Zeit aus Büchern und Erzählungen von dieser Leidenschaft des russischen Menschen erfahren. Sie ist schon seit langem bekannt. Vor mehr als hundertzwanzig Jahren hatte Vuk St. Karadžić aus Moskau an Jernej Kopitar geschrieben: „Ich weiß nicht, ob es das noch anderswo auf der Welt gibt, dass Menschen so sehr um Literatur bemüht sind und sich so sehr mit ihr befassen; hier spricht man über Literatur, wie man sich sonst auf dem alten *Fleischmarkt* über Geschäft und Handel unterhält.“

Diese Liebe zu Büchern ist heute, in der Sowjetunion, hundertmal größer und tiefer. Seit der Oktoberrevolution ist das Interesse erheblich gewachsen, und die Zahl der Leser hat sich in hohem Maße vergrößert. Ein sowjetischer Literat, ein Mann mit großer Erfahrung und ein guter Kenner seines Landes, ließ mich kürzlich im Scherze wissen: „Bei uns

ist das heute so: Wenn Sie auf der Straße Geld verlieren, kann es sein, dass es niemand an sich nimmt, aber wenn sie ein Buch verlieren, können Sie sicher sein, dass Sie es nicht mehr wiederfinden werden!“

Es reicht, sich in etwa zwanzig Minuten in den Leningrader Antiquariaten aufzuhalten, um erkennen zu können, wie intensiv und allumfassend sich das intellektuelle Leben des heutigen sowjetischen Menschen darstellt, wie lebendig und wahrhaftig der Bedarf an Büchern in diesem seinem Leben ist.

Wie ich bereits erwähnt habe, ist ein Laden, der hier die Aufschrift „Antiquarische Bücher“ trägt, nicht etwa – so wie es in anderen Ländern in der Regel der Fall ist – ein Rückzugsgebiet für Bücherwürmer und Sonderlinge, für Leute und Dinge, die sich außerhalb des Lebens und jenseits der Zeit befinden. Hier sind Bücher Teil des menschlichen Lebens, sie dienen Menschen und ihren Bedürfnissen und sind – einem Blutkörperchen gleich – Teile eines Organismus und in ständiger Bewegung. In diesen Antiquariaten auf dem Nevskij-Prospekt, ist Ihnen sofort und in jedem Augenblick klar, wo und in welchem Land Sie sich befinden. Die Bilder an den Wänden erinnern Sie daran, was diese Stadt in jüngster Vergangenheit durchleben und erleiden musste. Hier stößt man noch auf einen bereits verblichenen Karton, auf dem der Kriegsschwur aller Bewohner Leningrads geschrieben steht: „Wir leben nicht und wir arbeiten nicht in unserer wunderschönen Stadt, wir haben nicht mit unseren Händen die mächtigen Fabriken und Betriebe Leningrads, die schönen Gebäude und Parks errichtet, damit all das den deutschfaschistischen Räubern in die Hände fällt. Das wird niemals der Fall sein! Wir alle werden uns wie ein Mann zur Verteidigung unserer Stadt, unserer warmen Heime, unserer Familien, unserer Ehre und unserer Freiheit erheben!“ Der Mann hinter dem Ladentisch trägt auf seinem Mantel seine Orden und Auszeichnungen, die ihm für die Verteidigung seiner Stadt verliehen wurden. Die Frau, die ihnen die erworbenen Bücher verpackt, sagt Ihnen beiläufig wie auch ungeschminkt und natürlich, dass sie „die ganze Zeit hier war“. Dieser Satz, den man hier auf Schritt und Tritt zu hören bekommt, kündigt zum einen von einem gewissen Stolz und zum anderen von einer berührenden, nur diesem Volk eigenen Bescheidenheit. Und sollte man am gleichen Tag auch die Videoausstellung und den beeindruckenden Film über die Verteidigung Leningrads gesehen haben, und sollte man Tichonov gehört und Vera Inber gelesen haben, dann kann man leicht begreifen, was diese Worte bedeuten. Aus dieser einfachen Frau mit Kopftuch, die den ganzen Tag raue

Schnüre um Pakete mit Büchern spannt, bricht unbewusst der Stolz auf frischen Ruhm hervor.

Wenn Sie sodann die Leningrader Antiquariate verlassen, auf den sonnigen Trottoir am Nevskij-Prospekt hinaustreten und sich im Strom der in beide Richtungen hastenden Massen wiederfinden, haben Sie nicht das Gefühl, dass Sie dieses sprühende, wahre Leben aus einer Welt toter Bücher heraus betreten haben, sondern dass sie einen Aspekt des Lebens durch einen anderen ersetzt haben. Und so handelt es sich auch um ein einziges, ein identisches Leben eines Sowjetbürgers – sowohl im Antiquariat als auch inmitten den Menschenmassen, die zur Arbeit, in die Freizeit oder zu Vergnügungen eilen.

Fernab, am Ende des Gesichtsfeldes ist zu dieser Tageszeit alles in dieser gewaltigen Straße mit einem gewissen Glanz überzogen, ganz so, als ob sich der ganze Nevskij-Prospekt gemeinsam mit den in beide Richtungen strömenden Menschen in ein Licht verwandeln würde, das die Erde mit einem unsichtbaren Nass des Himmels verbindet. Und nun machen Sie sich mit einem Bündel erworbener Bücher unter dem Arm auf den Weg entlang des endlosen Nevskij-Prospekts und wandern diesem fernen Licht entgegen, das als neue Form dieses einen und einzigen Lebens erscheint.

Dieser erste Spaziergang verblieb in meinen Gedanken als ein wahres Erlebnis. Wenn ich heute diese blassen Erinnerungen daran niederschreibe, empfinde ich das Bedürfnis, meine Grüße und Ausdrücke dankbaren Erinnerns an all diese bescheidenen, intelligenten Männer und Frauen zu übermitteln, die in den einzigartigen und unvergesslichen Antiquariaten auf dem Nevskij-Prospekt ihrer Arbeit nachgehen.

Quellen

Quellen

der erstmaligen Veröffentlichung der Originaltexte

- 1) NA DRUGI DAN BOŽIĆA [Am zweiten Weihnachtstage]. In: *Misao*. Beograd: 1924. Buch XVI. Bd. 1. S. 1113–1117.
- 2) ISKUŠENJE U ČELIJI BROJ 38 [Heimsuchung in der Zelle Nr. 38]. In: *Jugoslavenska njiva*. Zagreb: 1924. Buch VIII. Nr. 8. S. 293–296.
- 3) PRVI DAN U SPLITSKOJ TAMNICI. PRE DESET GODINA [Der erste Tag im Gefängnis von Split]. In: *Vardar. Kalendar za prostu godinu 1925*. Beograd: Kolo srpskih sestara, 1924. S. 68–70.
- 4) NOĆ U ALHAMBRI [Eine Nacht in der Alhambra]. In: Ivo Andrić. *Pri-povetke* (I). Beograd: Srpska književna zadruga, 1924. S. 104–113.
- 5) SAN O GRADU [Der Traum von der Stadt]. In: *Povodom Iva Vojnovića „Maškarate ispod kuplja“*. *Jugoslavenska njiva*. Zagreb: 1923. Jahrgang VII. Buch I. Nr. 3. S. 118–119.
- 6) STAZE [Pfade]. In: *Srpski književni glasnik*. Beograd: 1940. Buch LXI. Nr. 10. S. 17–19.
- 7) JEDAN POGLED NA SARAJEVO [Ein Blick auf Sarajevo]. In: *Staze, lica, predeli*. Beograd: 1976. S. 117–125. [= Sabrana dela Ive Andrića 10]
- 8) PJESMA NAD PJESMAMA [Das Hohelied der Liebe]. In: *Vijenac*. Zagreb: 1924. Buch III. S. 196–198.
- 9) LIKOVI [Bilder]. In: *Umetnički pregled*. Beograd: 1937. Jahrgang I. S. 31–34.
- 10) ŽENA OD SLONOVE KOSTI [Die Frau aus Elfenbein]. In: *Narod*. Sarajevo: 1922. Jahrgang P. Nr. 7. S. 3–4.
- 11) DAN U RIMU [Ein Tag in Rom]. In: *Srpski književni glasnik*. Beograd: 1920. Buch I. Nr. 5. S. 321–327.
- 12) NA KAMENU U POČITELJU [Auf dem Stein in Počitelj]. In: *Književne novine*. Beograd: 1954. Jahrgang I. Nr. 3. S. 3.
- 13) LETEĆI NAD MOREM [Beim Überfliegen des Meeres]. In: *Politika*. Beograd: 1932. Jahrgang XXIX. S. 9–12.
- 14) KAD SE MENI PLAKALO ... [Als ich weinen musste ...]. In: *Ex Ponto, Nemiri, Lirika*. Beograd: 1976. S. 218. [= Sabrana dela Ive Andrića 11]

- 15) SLAP NA DRINI [Der Wasserfall auf der Drina]. In: *Putevi*. Beograd: 1924. Jahr IV. Nr. 3–4–5. S. 66.
- 16) ŽEĐ SAVRŠENSTVA [Der Durst der Vollkommenheit]. In: *Narod*. Sarajevo: 1924. Jahr IV. Nr. 2 (5.1.1924). S. 3.
- 17) KROZ AUSTRIJU [Durch Österreich]. In: *Jugoslavenska njiva*. Zagreb: 1923. Jahrgang VII. Buch I. Nr. 12. S. 487–490.
- 18) FAŠISTIČKA REVOLUCIJA [Die faschistische Revolution]. In: *Jugoslavenska njiva*. Zagreb: 1923. Jahrgang VII. Buch II. Nr. 8. S. 344–347. Verfasst unter dem Pseudonym *Res*.
- 19) BENITO MUSSOLINI. In: *Jugoslavenska njiva*. Zagreb: 1923. Jahrgang VII. Buch II. Nr. 12. S. 449–453. Verfasst unter dem Pseudonym *Res*.
- 20) SLUČAJ MATTEOTTI [Der Fall Matteotti]. In: *Jugoslavenska njiva*. Zagreb: 1923. Jahrgang II. S. 121–123. Verfasst unter dem Pseudonym *Res*.
- 21) STANJE U ITALIJI [Die Lage in Italien]. In: *Jugoslavenska njiva*. Zagreb: 1925. Jahrgang IX. S. 240–243.
- 22) KRIZA FAŠIZMA – KRIZA ITALIJE [Die Krise des Faschismus – Die Krise Italiens]. In: *Jugoslavenska njiva*. Zagreb: 1925. Jahrgang IX. S. 229–234.
- 23) JEDNA RATNA KNJIGA GABRIELA D’ANUNCIJA [Ein Kriegstagebuch von Gabriele D’Annunzio]. In: *Misao*. Beograd: 1922. Buch. X. Bd. 6. S. 1703–1706.
- 24) PORTUGAL, ZELENA ZEMLJA [Portugal, ein grünes Land]. In: *Novosti*. Zagreb: 1931. Nr. 288. S. 131–134.
- 25) ŠPANSKA STVARNOST I PRVI KORACI U NJOJ [Die spanische Realität und die ersten Schritte in ihr]. In: *Politika*. Beograd: 1934. Jahrgang XXXI. S. 135–139.
- 26) NA VAVELU I SKALKI [Auf Wavel und Skalka]. In: *Hrvatski pokret*. Zagreb: 1914. Jahrgang XI. Nr. 106. S. 2.
- 27) DOGAĐAJI U BUGARSKOJ [Die Ereignisse in Bulgarien]. In: *Jugoslavenska njiva*. Zagreb: 1925. Jahrgang IX. S. 240–243.
- 28) O LETOVANJU U SLOVENIJI (ODLOMAK) [Über die Sommerfrische in Slowenien (Auszug)]. In: *Staze, Lica, Predeli*. Beograd: 1981. S. 248–252. [= Sabrana dela Ive Andrića 10]

- 29) NEZVANI NEKA ŠUTE [Die Nichtberufenen mögen schweigen]. In: *Novosti*. Zagreb: 1918. Jahrgang XII. Nr. 299.
- 30) MAKSIM GORKI: JEDNA GODINA REVOLUCIJE [Maksim Gor'kij: ein Jahr Revolution]. In: *Književni jug*. Zagreb: 1919. Jahrgang II. Buch III. Bd. 2–3. S. 134–135.
- 31) NA NEVSKOM PROSPEKTU (ODLOMAK) [Auf dem Nevskij-Prospekt (Auszug)]. In: *Jugoslavija – SSSR*. 1946. Nr. 7. S. 8–10.

